

**Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,**

herausgegeben von

Mud. Virchow und Fr. v. Holzendorff.

Hest 14.

Zweite Auflage.

Berlin, 1869.

E. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charissius.

Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland

während der letzten Jahrhunderte.

Von

Jürgen Bona Meyer,
Professor an der Universität zu Bonn.

Zweite Auflage.

Berlin, 1869.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charissius.

Das Recht der Uebersezung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zu den weit verbreiteten Zeitforderungen gehört das Verlangen nach einem richtigen Verhältniß zwischen Wissenschaft und allgemeiner Volksbildung. Nicht unbekümmert um einander sollen dieselben ihre Wege gehen, sondern zur wechselseitigen Förderung eine sorgsam gepflegte Beziehung zu einander unterhalten. So berechtigt nun auch Vielen dieses Verlangen erscheint, an Misdeutung und Gegnerschaft fehlt es nicht. Manche Männer der Wissenschaft betrachten mit ängstlicher Scheu dieses Streben nach Verwerthung des Wissens für die Volksbildung oder verwerfen gar mit gelehrtem Hochmuth dasselbe als unnütz und verderblich für die Wissenschaft wie für die Volksbildung. Ein Naturforscher, der die Kunst der Vermittlung beider Sphären wohl versteht und übt, der berühmte Petersburger Akademiker C. G. von Baer, sagt doch bedenklich in seiner Autobiographie: seit die Arbeit der Popularisirung der Wissenschaft im Gang sei, und die Früchte der Finder und Erfinder auf unzähligen Mühsen vermahlen würden, kämen ihm diese doch wie die Knochenmühle vor, welche die Reste lebendiger Organismen in ein formloses Pulver umändere, das den Abstammungsprozeß nicht mehr erkennen lasse und dem Volke nur eine dürftige Nahrung biete. Als der Nestor unserer deutschen Historiker, Fr. v. Raumer, im Jahre 1841 den Gedanken zur Anordnung der seitdem allwinterlich in Berlin wiederholten öffentlichen Vorlesungen vor einer gemischten Zuhörerschaft fasste, und einen der berühmtesten Juristen, F. v. Savigny, bat, einen Vortrag zu übernehmen, erhielt er die Antwort: das ganze Unternehmen (und insbesondere die Theilnahme von Frauen und Mädchen) sei eine Herabwürdigung der

Wissenschaft, auch werde der Verein im ersten Jahre dahintersterben. — Der Bestand und der Fortschritt solcher überall sich mehrenden Bestrebungen hat seitdem wohl die Besorgniß vor der Gefahr des Mißbrauchs und die Klage über den nothwendigen Schäden gemindert, aber keineswegs schon so weit beseitigt, daß es nicht mehr der Mühe verlohnt ein Wort zur Verständigung darüber zu sagen. Noch immer bestehen die alten Gegensätze. Während die Einen behaupten, daß ganze Volk habe ein wachsendes Anrecht auf Theilnahme am wissenschaftlichen Fortstreben und die Wissenschaft selbst gewinne, wenn sie dieser Theilnahme fördernd entgegen komme, stellen dawider Andere die Behauptung auf, diese Theilnahme gereiche dem ungelehrten Volke zum Schaden, indem durch sie Halbbildung erzeugt werde, die Berücksichtigung dieser Theilnahme schade auch der Wissenschaft, indem dadurch die Kraft des reinen Erkenntnißstrebens geschwächt und die Richtung desselben von den höchsten Zielen abgelenkt werde auf die Oberfläche eines allgemein verständlichen, allgemein zugänglichen Bedürfnisses. Daß diese einander widersprechenden Ansichten noch heut zu Tage sich bekämpfen, wird Niemand bestreiten, es darf daher wohl für ein Unternehmen, wie dasjenige ist, dem diese Blätter dienen, angemessen erscheinen, auf Grund eines historischen Rückblicks eine Prüfung der gedachten Zeitsforderung anzustellen. Die Beschränkung dieses Rückblicks auf Hauptzüge der deutschen Culturgeschichte in den letzten Jahrhunderten empfiehlt sich durch die Rücksicht sowohl auf die für diese Schrift nothwendige Kürze, wie auch auf das dem deutschen Volke, für welches die Schrift bestimmt ist, näher liegende Interesse.

Es gab in Deutschland eine Zeit, in welcher Bildung und Gelehrsamkeit nur auf den Lehrstühlen der Universitäten und in den Klosterzellen einiger geistlichen Orden gepflegt wurden. Die hier gehegte Wissenschaft erhob sich nicht über Kirchenlehre,

Kirchenrecht und unlebendiges Forschen in der Weisheit der alten Welt. Als dann nach der von Italien ausgehenden Wiederbelebung der klassischen Studien auch in Deutschland Geister aufstanden, welche zeigten, daß es eine freiere und edlere Art der Forschung gab, daß die Weisheit nicht an Katheder und Kütte haftete, blieben doch Fürst und Volk mit wenigen Ausnahmen lange Zeit dieser gelehrten humanistischen Bildung feind und fremd. Nur mit Mühe gewannen die Neuerungen Raum auf den hohen Schulen. Der gelehrt Abschluß von der Menge entsprach übrigens der Neigung dieser Humanisten selbst. Für das ungebildete Volk — meinten sie — tauge ihr neues Wissen nicht und in Betreff der Religion sei fromme Täuschung zum allgemeinen Besten unentbehrlich. Sie wollten daher lieber mit ihren neuen Studien und freieren Ansichten sich langsam als Gäste einschmeicheln, denn gewaltsam als Feinde einbrechen, wollten lieber einen Theil der Wahrheit dahinten lassen, als durch Behauptung der ganzen den Frieden stören, von dessen Störung sie Nachtheil für die Ruhe ihrer Studien fürchteten. Erst durch Gegnerschaft und Beschränkung ihrer Freiheit wurden in einzelnen Fällen diese Gelehrten zum Wirken auf das Volk gereizt und gedrängt. Widerstrebend mußten sie sehen, daß unter vier Augen der gewünschte Fortschritt nicht zu bewirken war. Ein politisch-kirchlicher Kampf wurde nöthig, der nicht im engen Kreise der gelehrten Familiengemeinde ausgefochten werden konnte, der zur Appellation an das ganze Volk führen mußte.

Das erkannte Luther, der weniger gelehrt als die Humanisten, aber fühner als sie alle war. Luther fühlte, daß er die Geister des Volks packen müsse, wenn das schwere Zog der geistlichen Herrschaft abgeworfen werden sollte. Darum redete er zum Volk in der Sprache des Volks mit Worten leidenschaftlicher Empfindung, nicht blos mit Worten scharfen Verstandes. Auch suchte er sofort den rechten Weg zur Besserung zu öffnen durch sein Wirken für eine tüchtigere freiere

Volksbildung. In seiner Schrift „an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ vom Jahre 1524, bekämpfte Luther die aufgekommene Volksmeinung, daß man wohl Schulen haben müsse, daß es aber nichts nütze, lateinische, griechische und hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren, daß es vielmehr genüge, deutsch die Bibel und Gottes Wort zu lehren. „Selbst wenn man der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfe um der Schrift und Gottes willen, so wäre doch allein diese Ursache genügsam, die allerbesten Schulen, beides für Knaben und Mägdelein in allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde.“ Kraftvoll ruft er in dem „Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten solle“ dem Hörer zu: „Kehre dich nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet, und sprechen: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun. Sie sollen in Kürze so kürre werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern gruben; denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und das Recht fallen.“ — Bei Klage und Vermahnung blieb er nicht stehen, er bot auch Stoff zum Werke des Fortschritts durch seine Bibelübersetzung, durch seine deutschen Katechismen und durch Erweckung des deutschen Kirchenliedes. Erst dadurch gewannen die Volkschulen dem bisherigen Stande der Dinge gegenüber einen angemessenen Lehrstoff. Nun wurde es, wie Fichte sagte, der Mühe werth, die Buchstaben zu kennen, deutsch lesen zu lernen.

Die Reformatoren erkannten in der Bildung der Jugend des Volkes eine Sicherung für die Zukunft ihrer Sache. Da-

her weckten und förderten sie überall den Eifer für Gründung oder für Verbesserung der Schulen. Um die Landeskinder nicht zu nöthigen ihre Weisheit aus Italien und Frankreich zu holen, hatten vordem Kaiser und Fürsten sich getrieben gefühlt, deutsche Universitäten zu stiften, nun mußten die protestantischen Fürsten eigene Universitäten in ihrem Lande gründen oder die bestehenden ändern, wenn ihre Landeskinder nicht auf rein katholischen Universitäten ihre Bildung sollten suchen müssen. Humanismus und Reformation im Bunde bewirkten eine Umgestaltung in Lehre und Wissen, wie sie überall dringend Noth that. „Er erachte — sagte Luther, daß kein päpstlicher noch kaiserlicher Werk mögte geschehen, denn gute Universitäten.“ Was Luther forderte, dafür suchte an den hohen Schulen namentlich Melanchthon mit seinem tieferen Wissen durch Lehre und Lehrbücher zu wirken. Es ist leicht an Beispielen zu zeigen, wie nothwendig eine solche Vertiefung und Erweiterung der Universitätsbildung damals war. Mit geringer Hoffnung auf Erfolg sagt Melanchthon einmal in der Ankündigung unentgeltlicher Vorlesungen über den Homer: „Wenn es heißt, Homer habe bei Lebzeiten gebettelt, so widerfährt ihm dies noch jetzt, da er tot ist. Denn der trefflichste Dichter irrt herum und bittet: man möge ihn doch hören.“ — Als er ein ander Mal den Beginn einer Vorlesung über Sophokles Antigone ankündigt, schreibt er: „Ich würde hier eine Ermahnung hinzufügen, glaubte ich, es frichte etwas bei der entsetzlichen Rohheit der Gemüther.“ — Wegen seiner Empfehlung des mathematischen Studiums wurde Melanchthon vielfach angefeindet, und doch mußte ein Wittenberger Professor der Mathematik damals über die vier Species lesen und die Studenten noch obendrein bitten, sich durch die Schwierigkeit der Sache nicht abschrecken zu lassen. — Natur- und Arzneikunde sollten wesentlich aus den Schriften der Alten geschöpft werden; daß man mehr die griechischen Autoren zu Rathe ziehen wollte, galt schon als Fortschritt. Aus erster

Quelle zu schöpfen, die Natur selbst zu befragen, verstand man noch nicht. Wie tief der Stand des damaligen Naturwissens war, zeigt nichts deutlicher als der verbreitete Aberglauhe. Selbst Melanchthon glaubte an die Astrologie so fest, daß er einen Ruf nach Dänemark und England ausschlug, weil ihm als Kind ein Mathematiker die Nativität gestellt hatte, daß Nordsee und Ostsee ihm Gefahr bringen würden. Der Tübinger Professor der Mathematik und Astronomie, Stößler, verkündete auf das Jahr 1524 eine allgemeine Sündfluth, weil dann Saturn, Jupiter und Mars zusammenträfen. Der berühmte Mann fand überall Glauben, eine allgemeine Angst entstand. Der Präsident Auriol in Toulouse ließ für sich und seine Familie zur Rettung eine große Arche bauen und ein Wittenberger Bürgermeister flüchtete sich an dem Schreckenstage mit einem Viertel Gebräu Bier auf den obersten Boden seines Hauses, um dem Wasserschwall in tröstlichem Biergenüß wenigstens so lange wie möglich sich zu entziehen. — Stand es so mit dem Naturwissen der Zeit, dann begreift man wohl, daß Copernikus sagen konnte: „Was dem Volke gefällt, verstehe ich nicht, was ich verstehe, gefällt ihm nicht. Wir sind geschiedene Leute.“ Schon im ersten Decennium des sechszehnten Jahrhunderts war dem Copernikus die neue Idee des Weltsystems aufgegangen und rastlos hatte er seitdem an ihrer Gestaltung gearbeitet, aber die Scheu vor dem Spott gerade seiner gelehrten Zeitgenossen hielt ihn vierzig Jahre lang zurück die gefundene Wahrheit öffentlich dargelegen. Erst in seinem Sterbjahre 1543 gelang es dem unermüdlichen Drängen einiger geistlichen Freunde, ihn zur Herausgabe seines Werkes über die Bewegungen der Gestirne zu bewegen. Dabei konnte doch Copernikus diesen Studien ungehindert nachgehen, da ihm der Besitz eines Canonicates am Domstift zu Frauenburg äußere Lebenssicherung und innere Arbeitsmuße gönnte. Wer aber wie Kepler angewiesen war von diesem seinem Wissen

zu leben, der mußte sich den thörichten Ansprüchen der Zeitgenossen fügen. „Man hält es für Amtspflicht des Mathematikers, Jahres-Prognostika zu schreiben“, so beginnt Kepler eine Schrift über die gewisseren Grundlagen der Astrologie. Kaiser und Stände verlangten von dem großen Manne Stern-deuterei, die er offen verwarf. Um Unterstützung zu finden, mußte die Naturkunde im Gewande des Aberglaubens erscheinen; ihre Kenner mußten verstehen in den Sternen zu lesen, die Zeichen der Hände zu deuten, mußten das Lebenselixir besitzen oder mit dem Stein der Weisen jedes Metall wissen in Gold zu verwandeln. Und doch, wer alles Dies zu können versprach, mußt gefaßt darauf sein, als Zauberer verkehrt oder als Charlatan verfolgt zu werden. — Bei solchem Stande der Volksbildung konnten die einzelnen freieren Köpfe nur mit Scheu vorwärts dringen. Die Reformatoren hatten zwar die Nothwendigkeit des Fortschritts erkannt, auch den freieren Trieb des Forschens geweckt, so daß auf dem von ihnen befreiten Boden die Ideen erwuchsen, die wie keine anderen die Weltanschauung der alten Zeit umgestalten sollten, aber die Volksbildung war noch unfähig sie aufzunehmen. Selbst die Männer der Wissenschaft schenkten ihnen nur langsam Gehör; sie hatten vor der Hand noch vollauf mit der religiösen Zeitfrage zu thun. So kam es denn leider bald dahin, daß der Aufschwung des neuen Forschens hinter das einseitige Vordrängen theologisch-dogmatischer Zänkereien wieder zurücktrat. Schon der alternde Melanchthon klagte schmerzlich: „Einst erfüllten die aus der Verbannung zurückgekehrten Wissenschaften alle Geister, aber jetzt ist die Flamme verlöschzt, die Gelehrsamkeit wird verachtet, die Jugend verkommt in Trägheit und Eitelkeit, man gefällt sich nur in müßigem endlosem Streiten.“ Das Verdienst der deutschen Universitäten um die Volksbildung blieb durch diese Pest theologischen Gezänkes leider noch auf eine lange Zeit geshmälert.

Auch der Aufschwung, den das übrige Schulwesen namentlich unter Bugenhagen's ratsloser und segensreicher Mühevawaltung im Norden Deutschlands genommen hatte, wurde gar bald durch einseitige Entwicklung der reformatorischen Keime wieder auf falsche oder allzu enge Bahnen getrieben. Die Reformatoren selbst hatten freier gedacht über das dem Volke nütze Wissen; sie hatten nicht nur Bibel, Katechismus und alte Sprachen empfohlen. Luther wollte auch die heilsamen Lehren der Geschichte genutzt sehen, er rühmte, daß man aufhöre die natürlichen Geschöpfe anzusehen, wie die Kuh ein neu Thor, daß man beginne auch aus den Blümlein die herrlichen Werke und Wunder Gottes zu erkennen; er wollte nach dem Beispiel der Alten Musik und Ritterspiel gepflegt wissen, von denen erstere die Sorge des Herzens und trübe Gedanken vertreibe, während letzteres fein geschickte Gliedmaßen mache und bei Gesundheit erhalte; er eiferte gegen die alte mönchische Zucht, daraus nur eitel Hölzer und Klöze hervorgehen. Im selben Sinne wirkten Melanchthon und Bugenhagen.

Aber eine Handhabe zur einseitigen Entwicklung boten sie doch, indem sie alle Bildungsmittel noch allzu sehr durch Religion und alte Sprachen beherrscht sein ließen. Die Pflege der alten Sprachen wurde doch hauptsächlich empfohlen, um durch sie zum besseren Verständniß der heiligen Schrift zu kommen, Natur und Geschichtskunde sollten vor allem dazu dienen, die Herrlichkeit der göttlichen Weltordnung und Weltleitung darzuthun. Einseitig gehandhabt ward darnach bald die Volksschule zur beschränkten Katechismusschule und das Gymnasium zur beschränkten Lateinschule. Gesangbuch, Katechismus und daneben etwa noch ein Psalm- oder Spruchbüchlein waren während des ganzen Reformationsjahrhunderts die einzigen allgemein gebräuchten Schulbücher der protestantischen Volksschulen. So werthvoll nun auch dieser neugewonnene religiöse und deutsche Lehrstoff war, genügen konnte dieser Stand der Wissenserweite-

rung nicht. Auch duldet kein Lehrstoff weniger als der religiöse eine ausschließliche und mechanische Betreibung.

Die lateinischen Schulen ferner, die sich einer größeren Fürsorge erfreuten, weil aus ihnen die Diener der Kirche und die Leiter des weltlichen Regimentes hervorgehen sollten, nahmen in der That unter der Pflege berühmter humanistischer Lehrer einen nicht unbedeutenden Aufschwung. Troxendorff's Gymnasium zu Goldberg in Schlesien und das Straßburger Gymnasium unter Sturm's Leitung erlangten einen weiten Ruf selbst über Deutschlands Grenzen hinaus. Aber bei aller sonstigen pädagogischen Tüchtigkeit hegten und pflegten gerade sie die lateinische Einseitigkeit vorzugsweise. Nach den lateinischen Goldberger Schulgesetzen sollten die Schüler „nie ihre Muttersprache gebrauchen, sondern mit den Lehrern, Mitschülern und anderen Gelehrten latein reden.“ Selbst das Spielen erlaubte Sturm den Knaben nur unter dieser Bedingung. In einem Lobgedicht auf Troxendorff heißt es: „So hat er die römische Sprache Allen eingegossen, daß es für Schande galt, in deutscher Zunge zu reden, Knechte und Mägde konnte man latein sprechen hören, man hätte glauben sollen, Goldberg liege in Latium.“ So einseitig wie diese beiden Gymnasial-Nectoren waren gerade nicht alle ihre Collegen, aber diese beiden waren die Musterrectoren der Zeit und auf allen Gymnasien herrschte doch die lateinische Bildung. Nur die Jesuiten pflegten im Gegensatz zu diesen humanistisch-protestantischen Schulen nach ihrer Studienordnung von 1584 gerade die realen Wissenschaften nebst den praktischen Künsten. Eben dadurch erlangten ihre Anstalten eine Zeit lang mit Recht das Lob der vorwärts strebenden Geister. — Wir wollen übrigens nicht den Werth verkennen, den unser Volk durch diese Schulung an der Sprache und den Schriften des klassischen Alterthums gehabt hat, aber das Uebermaß müssen wir beklagen und Herder bestimmen, daß einer Nation kein größerer Schaden zugefügt werden kann, als wenn man ihr

die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt, wie dies in Deutschland durch die Herrschaft der kirchlich römischen Bildung lange Zeit geschah.

Wer diese Bildungswege ändern wollte, hatte mit Vorurtheil und Gleichgültigkeit weidlich zu kämpfen. Zu solchen Vorkämpfern gehört der Holsteiner Ratich, der im Jahre 1612 auf dem Frankfurter Wahltag „dem deutschen Reich“ ein Memorial übergab, in dem er versprach, mittelst einer neuen Lehrmethode das Erlernen der fremden Sprachen zu erleichtern und die Pflege der Muttersprache zum Besten der allgemeinen Volksbildung zu erhöhen. „Alles zuerst in der Muttersprache“, war sein Grundsatz. Abgesehen von dem Vortheil, daß der Schüler dabei nur auf die Sache achten könne, die er zu lernen habe, sei auch der Nutz dabei, „daß, wenn alle nützlichen und im gemeinen Leben nothwendigen Wissenschaften ins Deutsch gebracht und darinnen gelehrt werden, ein Feder hernach, wes Standes er auch sei, kann zu bessern Verstand gelangen, daß er in allerlei Sachen sich desto besser richten und davon urtheilen kann.“ — Gerade hieran nahmen die Männer der alten Schule Anstoß; wenn man die Künste in deutscher Sprache lehrte, sagten sie, so würden sie „gar zu gemein werden, ja, es würde jedermann ohne Unterschied gelehrt und also die recht Gelehrten verachtet werden“. — So erzählt uns der Bericht der Jenenser Professoren, denen im Auftrage der vortrefflichen Herzogin Dorothea von Weimar die neue Methode zur Prüfung vorgelegt wurde. Auch Landgraf Ludwig von Darmstadt trug zweien berühmten Gießener Professoren, Helwig und Jung, auf, über diese Lehrweise zu berichten. Es spricht für die Unbefangenheit ihrer Ansichten, daß sie unumwunden in ihren Berichten das Gute der Neuerung anerkannten. Sie wollten die Tyrannie der lateinischen Sprache abgeschafft wissen, und erklärten es für lautere Wahrheit, daß alle Künste und Wissenschaften viel leichter, richtiger und vollkommlicher in deutscher Sprache können ge-

lehret und fortgeflanzet werden. Weder nahmen sie Anstoß an der dadurch erzielten Erweiterung der Volksbildung, noch fürchteten sie davon Abnahme des gelehrten Ansehens. Diese vortheilhaften Berichte schafften dem Ratich die Gunst des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, der ihn im J. 1618 dorthin berief, um eine Schule nach seiner Methode einzurichten. Ein so großer Ruf war ihm vorangegangen, daß sofort über vierhundert Kinder für die neue Schule eingezzeichnet wurden. Eben dies allerdings von Ratich selbst erregte Uebermaß der Erwartung diente zum Schaden der Sache; in einem halben Jahre war freilich auch nach seiner Methode eine fremde Sprache nicht bestens zu erlernen. Ueberdies sollte auf dem Wege seiner Erziehung im ganzen deutschen Reich „eine einträchtige Sprach, eine einträchtige Regierung und endlich auch eine einträchtige Religion, bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sein“. Dass diese Eintracht zu bringen, keine geringe Sache ist, wissen wir noch heute. Ratich's Schule konnte sie nicht einmal in den engen Mauern Köthens schaffen und erhalten. Nach echter Schulmeisterart hatte Ratich leider zu viel versprochen und mußte daher bald den Gegnern seiner Neuerung das Feld räumen.

— Ebenso wenig festen Boden gewannen in Deutschland die ähnlichen Bestrebungen des Amos Comenius, des letzten Bischofs der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde. Abweichend von Ratich legte er, ohne die Pflege der Muttersprache vernachlässigen zu wollen, doch größeres Gewicht auf die allgemeine Kenntniß der lateinischen Sprache, die zur Heilung von der Babelschen Sprachverwirrung als Universalssprache Geltung erhalten sollte. Das indeß wollte auch Comenius, daß beim Erlernen derselben auf das Verstehen und Anschauen der Sache das Hauptgewicht gelegt werde. Ueberdies sollte die Kenntniß der Natur und Geschichte zur rechten Geltung kommen, ein Abbild der Welt im Kopfe des Schülers geschaffen werden. Dazu entwarf er sein berühmt gewordenes Bilderlehrbuch, den Orbis

pietus vom J. 1657, der seitdem in unzähligen Auflagen bis auf den heutigen Tag wiederholt herausgegeben und Vorbild sämtlicher ähnlichen Bücher geworden ist. Das Verdienst, in allen Ländern Europas das Studium einer besseren Lehrkunst mit Enthusiasmus angeregt zu haben, legt ihm mit Recht ein Zeitgenosse bei, aber praktischen Erfolg hatte er allein im Ausland. — Durch den Ruf seiner Didaktik bewogen, machten dem Comenius schon im Jahre 1638 die schwedischen Reichstände den zunächst vergeblichen Antrag, ihr Schulwesen zu reformiren. Drei Jahre darauf ging er einer ähnlichen Aufforderung zufolge nach London. Die Sache ward im Parlament verhandelt, aber die irischen Unruhen und der ausbrechende Bürgerkrieg vereitelten die Ausführung der Pläne. Die Einladung des reichen, in Norrköping ansässigen niederländischen Kaufmannes, Ludwиг de Geer, den Comenius wegen seiner Freigebigkeit den Großalmosenier von Europa nennen konnte, führte ihn dann 1642 nach Schweden. In Stockholm besprach er sich mit dem Kanzler Drenstierna, der bereits in Deutschland den Bemühungen Ratich's seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und mit Johann Skytte, dem Erzieher Gustav Adolphs und Kanzler der Universität Upsala. Beide schenkten ihm lebhafte Theilnahme und bewogen ihn zunächst seine neue Sprachmethode zu bearbeiten, nach deren Vollendung im Jahre 1646 er noch einmal nach Schweden ging, woselbst nach Prüfung dreier gelehrten Commissarien sein Werk des Druckes würdig erklärt wurde. Später reiste er auf Einladung des Fürsten Ragózki nach Ungarn und Siebenbürgen, organisierte eine Schule zu Patak und schrieb hier sein berühmtestes Werk, den Orbis pictus. Am Ende seines Lebens finden wir ihn, aus Lissa vor den Polen geflüchtet, in Amsterdam, wo er von reichen Kaufleuten unterstützt deren Kinder unterrichtet. — In Deutschland selbst fand er wohl Anhänger, wie den trefflichen Würtemberger Geistlichen Valentin Andreae, aber keine Männer, die gewillt und im

Standen waren, seine Bemühungen nachdrücklich zu unterstützen.

Der schrecklichste Krieg, den unser armes Vaterland erduldet hat, ließ einstweilen keinen Raum für die Künste des Friedens. Als der Westphälische Friede endlich dem Kriege ein Ende machte, wandte sich Comenius in der Vorrede zu seiner damals mit schwedischer Hülfe erscheinenden „Neuesten Sprachmethode“ an die deutschen Fürsten mit dem Anspruch: „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles! Ahmt hierin dem nach, welcher euch an seiner Statt zu Verwaltern der menschlichen Angelegenheiten eingesetzt hat, Er zerstört, um zu bauen, reutet aus, um zu pflanzen.“ — Der Kriegslärm hatte das Gehör für solchen Ruf betäubt. Einige hervorragende Männer sammelten wohl darauf, durch erneute Fürsorge für das Wohl des Volkes die Wunden des Krieges zu heilen, aber die erschöpften Mittel reichten nicht weit. Schon gegen Ende des Krieges war der wohlmeinende Herzog Ernst von Gotha bemüht, durch seinen zuerst 1641 veröffentlichten „Schul-Methodus“ das Volksschulwesen seines Landes zu heben. Sein vor trefflicher Rath Ludwig von Seckendorf unterstützte später diese Bemühungen. Man sagte, zufolge derselben sei in den gothaischen Landen der Bauer gelehrter geworden als der Land edelmann — ein Zeugniß, wie vereinzelt solche Bestrebungen dastehen mußten. Als Leibniz im Jahre 1646 von einem seiner gelehrten Freunde gebeten wurde, sich für die Reform des Schulwesens zu interessiren, stimmte er bei, daß durch eine bessere Erziehung das Menschengeschlecht zu vervollkommen sei, meinte indeß, unter uns fehle denen, welche Aehnliches unternehmen, der Beifstand, und für ihre Arbeit lohne man ihnen mit Verachtung. Als Reformziel bezeichnete Leibniz „eine zweckmäßiger Erziehung der Jugend zu den Realien und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, damit nicht ferner das für's Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde.“ Nur

Joh. Philipp von Mainz und Joh. Friedrich von Hannover hörten auf seine Ideen, aber für sie eintreten konnten sie nicht.

Nicht besser ging es mit den Universitäten. Es waren zwar manche neue Hochschulen entstanden, aber das religiöse, auf Reinhaltung der Lehre gerichtete Interesse, das sie hervorrief, machte sie auch vorzugsweise zu Pflegestätten des theologischen Zwistes. Der Friedensschluß konnte wohl dem Kampf der Waffen halt gebieten, aber dem Streit der Geister nicht Einhalt thun. Der begonnene religiöse Kampf sollte in aller Härte und Schärfe durchgefochten werden, bevor die Freiheit der Forschung als sichere Errungenschaft des neuen Zeitgeistes erscheinen konnte. Unter dem Drucke dieser einseitigen Richtung hatte inzwischen das übrige Wissen zu leiden. Wagte ein Gelehrter wie Pufendorf gegen die herrschenden Ansichten von Recht und Kirche aufzutreten, so erhoben sich wider ihn sofort die Vertreter des Alten an den Universitäten selbst. Kaum hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz für Pufendorf im Jahre 1661 einen Lehrstuhl für Natur- und Völkerrecht an der Heidelberger Universität gestiftet, so begannen auch schon die Anfeindungen seiner Kollegen, denen er bald weichen mußte, als obendrein sein Spott über das fürstliche Ceremoniel den erzürnten Kurfürsten veranlaßte, ihm seinen Schutz zu entziehen. Schweden gewann den verdienten Rechtslehrer für die Universität Lund und die Regierung schützte ihn dort gegen die Anfeindungen der lutherischen Theologen, denen die Leipziger Starrgläubigen nicht verfehlten sich anzuschließen. Erst später finden wir Pufendorf wieder als Historiographen des großen Kurfürsten in Berlin. In einer lateinischen Schrift über die Lage des deutschen Reiches 1667, verhöhnte Pufendorf in witziger Weise die deutsche Gelehrsamkeit in ihrer langweiligen Breite und unselbstständigen Wiederholung des schon vielfach von Anderen Gesagten. — Leibniz hatte wohl Recht, wenn er in einem Aufsatz v. J. 1669 von der bisherigen Universitätsgelahr-

samkeit als einer „mönchischen“, in „leeren Gedanken und Gril-
len“ befangenen redete, oder wenn er in ähnlichem Sinne zehn
Jahre später an den Helmstädtter Arzt Konring, der zuerst
Harvey's Entdeckung vom Blutumlauf in Deutschland Ein-
gang schaffte, schrieb: „wie auf deutschen Universitäten die
Wissenschaften behandelt würden, ließen sie solchen Geistern,
welche ihren eigenen Flug zu nehmen berufen wären, das Meiste
zu thun übrig und, wie hoch auch Konring über seines Gle-
ichen stehe, sei er doch weit zurück hinter der Bewegung, welche
in Italien, England und Frankreich die Geister ergriffen habe.“

Dort hatten die bedeutendsten Männer begonnen, die ver-
schiedenen Gebiete des Wissens lebendig zu erweitern und zur
Beförderung dieser Studien waren aus freien Vereinen vom
Staate glänzend unterstützte Akademieen hervorgegangen. Was
die Mitglieder dieser Gesellschaften oder befreundete Forscher
ergründeten, das fand seine Verbreitung in den Zeitschriften
und Memoiren dieser Gesellschaften. Diese Akademieen gewähr-
ten, wie Herder bemerkte — damals „den Vortheil, daß sie
als königliche Institute Männern von Wissenschaft, oder von
Gelehrsamkeit und Geschmack eine Stelle im Staate gäben, un-
abhängig von lastenden Aemtern. Mit dieser Stelle gaben sie
ihnen auch ein Verhältniß zur Gesellschaft, das dieser nicht an-
ders als zuträglich sein konnte. In den Akademieen mischten
sich alle Stände, vom Kardinal und Minister bis zum Ordens-
mann und einfachen Gelehrten. Der Name „Mann von Wis-
senschaft“ war damals ein Ehrenname.“ — Vortrefflich schil-
dert Dücklos den Vortheil, den Wissenschaft und Leben aus die-
ser engeren Verbindung gewonnen hatte, in seinen 1751 erschie-
nenen „Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts“:
„Sonst waren die Gelehrten entfernt von der Welt, in ihr
Studium versenkt, indem sie für ihre Zeitgenossen arbeiteten,
dachten sie nur an die Nachwelt. Ihre Sitten, bieder und roh,
hatten kein Verhältniß zu den Sitten der Gesellschaft; die

Weltleute, damals weniger unterrichtet als jetzt, bewunderten ihre Werke oder vielmehr ihre Namen, glaubten sich aber ihres Umgangs nicht fähig. Mehr aus Hochachtung als aus Abneigung hielt man sich von ihnen entfernt. — Unvermerkt hat der Geschmack an Künsten, Wissenschaften und Kenntnissen so weiten Raum gewonnen, daß, wer ihn nicht aus Neigung hat, ihn wenigstens erkünftelt. Man sucht die auf, die Wissenschaften kultiviren, und um so mehr zieht man sie in die Welt, je mehr Vergnügen man in ihrem Umgang findet. — An beiden Seiten hat man hierbei gewonnen. Die Weltmänner haben ihren Geist kultivirt, ihren Geschmack gebildet, sich neue Vergnügen verschafft; die Männer von Wissenschaft haben sich Kunst und Achtung erworben, ihren Geschmack vervollkommen, ihren Geist glänzend, ihre Sitten mild gemacht, und über mehrere Dinge ein Licht bekommen, das ihnen Bücher nie hätten geben mögen."

Wie anders war dies zu der Zeit in Deutschland! Wohl hatte der von Bacon, dem Lordkanzler Elisabeths, verkündete Forschungstrieb auch in Deutschlands hellen Köpfen Licht gezündet, aber die Flammen blieben ohne Nahrung oder mußten sie vom Ausland beziehen. Der große Kepler starb 1631 erschöpft von Arbeit und Noth, als er sich von den auf dem Regensburger Reichstag versammelten Fürsten die seit Jahren rückständige kaiserliche Besoldung im Betrage von 11,817 fl. erbetteln wollte. Otto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, trieb als Magdeburger Rathsherr und Bürgermeister seine Studien ohne Unterstützung aus Liebhaberei. Der Danziger Bürgermeister Hevelke pflegte auf eigene Hand die Astronomie; die Londoner Akademie machte ihn zu ihrem Mitglied, Ludwig XIV. zahlte ihm eine Pension und ein Franzose kaufte seine hinterlassenen Arbeiten. Gelehrte Gesellschaften von dem Ansehen wie die in Paris und London gab es in Deutschland nicht. Bei solchem Stande der Dinge begreift man Leibniz Klage, „daß von allen Ländern nur Deutschland so thöricht sei, seine eigenen

großen Männer nicht anzuerkennen", daß aus Mangel solcher Unterstützung, „die besten Ingenia in Deutschland entweder ruinirt würden, oder sich zu anderen Potentaten wendeten, welche wohl wüßten, was an diesem Gewinn gelegen, und allen allen Orten die besten Subjekte an sich zögen“.

Zwei wesentliche Uebel brachte dieser Mangel dem Gelehrtenstande, er unterhielt dessen Ungeschick und begünstigte sein unselbstständiges Buhlen um die Kunst der Großen im In- oder Auslande. Während die Gelehrten Frankreichs und Englands schon in ihrer Muttersprache sich an ihre Landsleute wenden konnten, mußten die deutschen Gelehrten fortfahren Latein zu schreiben, weil im eigenen Lande die Theilnahme für ihre Studien zu gering war. Da ihr Wissen ihnen keine sorgenfreie Existenz schaffen konnte, mußten sie, falls sie ihre Wissenschaft nicht neben einträglicher Praxis als Liebhaberei treiben konnten, für den Unterhalt die Kunst der Großen zu erhaschen suchen. Das drückte ihrem Thun und Schreiben nicht selten den Stempel elenden Servilismus auf.

Unserer gesamten Volksbildung brachte dieser unerfreuliche Zustand den Schaden der französischen Ausländerei. Die geistige Dede und Kraftlosigkeit im Vaterlande lenkten unwillkürlich die Blicke nach dem Glanze, der von Frankreich herüber schien. Dort ward nicht nur das Wissen geehrt und gepflegt, auch die Kunst erlangte dort eine sonnige Höhe, und Beides diente dazu in Neppigkeit den Genüß des Lebens zu bereichern. Kein Wunder daher, daß die Vornehmern und Reichen von dem Schein dieser aufgegangenen Sonne angezogen wurden. Mit dem Firniß dieses scheinigen Franzosenthums übertüncht kehrten sie dann in ihre dürfstigeren Heimath wieder heim, wünschend auch dieser möglichst Vieles von dem Glittergold anzuhopfen. Die Wahl französischer Hofmeister zur Erziehung der Kinder wurde bei Vornehmern und Wohlhabenden Sitte. Seinen Anspruch auf Bildung begründete man in der Welt durch Gewandtheit im Gebrauch der

französischen Sprache und französischen Galanterie. Leibniz hatte wohl mit Recht bemerkt, „daß einige Beimischung des Fremden den deutschen Ernst mildern und der Nation mehr Zierlichkeit geben könnte“; aber nur zu bald holte man von diesem ausländischen Ueberguß mehr als wünschenswerth. Nach dieser Erfahrung sprach Leibniz in einem an die Kurfürstin Charlotte gerichteten und doch französisch geschriebenen Project der Erziehung eines Prinzen lebhaft gegen den „Wahnsinn unserer Nation, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Kosten unserer Habe und Gesundheit Chimären zu kaufen, welche den Geist nur auf Bagatellen wenden“. Vergeblich blieb einstweilen diese von den Verständigen aller Stände unterstützte Klage. Zu dem lateinischen Nebel unserer Volksbildung war nun auch noch das französische Nebel gekommen, zu der gelehrten Pedanterie noch die französische Galanterie. Die vornehmeren und gebildeteren Stände hatten dadurch ein neues Mittel zur Absonderung vom übrigen Volke erhalten.—

Unsere zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstandenen deutsch übenden Gesellschaften und die Dichter der schlesischen Schule bemühten sich zwar in diesem Strome die Pflege des Deutschen oben zu halten; aber der bildende Einfluß dieser poetisch inhaltsarmen Verskunst konnte unmöglich groß sein. Leibniz hatte sicher Recht, wenn er in einer Denkschrift: „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ sagte: „Das Nebel ist so hoch gestiegen, daß es nicht mehr mit Reimen und Lustsprüchen zu übermeistern, sondern ander Zeug von mehr Gewicht und Nachdruck vonnöthen. Woraus denn folgt, daß keine Verbesserung hierin zu hoffen, so lange wir nicht unsere Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbst üben, welches das einzige Mittel ist, sie bei den Ausländern in hohen Werth zu bringen und die undeutsch gesinnten Deutschen endlich beschämt zu machen.“ —

Leibniz selbst hat leider zur Behandlung solcher Materien

in deutscher Sprache wenig beigetragen, aber für die Beschaffung ernsten Wissensmaterials und namentlich für die Gründung und Förderung von Anstalten zur Unterstützung dieser Bemühungen war Leibniz unermüdlich und erfolgreich thätig. Aus seinen Anregungen ging noch zu seinen Lebzeiten die im Jahre 1700 eingeweihte Akademie zu Berlin hervor, deren lebenslänger Präsident er wurde. Aber mit welcher Mühe hatte Leibniz für die Aufnahme seiner Ideen zu kämpfen! Wie sehr mußte er versuchen, die Gründung der Akademie von der Seite der praktischen Nutzbarkeit zu empfehlen! Sie sollte das Kalenderwesen in die Hand nehmen, verbesserte Feuersprüche einführen und von der Einnahme dafür sich selbst erhalten und ähnliche landes-erspriessliche Dinge veranstalten. Sie sollte zugleich der Kultur der Sitten dienen, indem sie hohem Adel und vornehmten Leuten statt Spiel und Debauchen und sonst wo nicht schädlichen, doch unnützen Zeitvertreib ein Objectum läblicher Curiosität biete, so daß man die Welt und Werke Gottes und der Menschen anders als der gemeine Mann ansehe. Sie sollte nicht wie die Akademien in London und Paris auf bloße Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, sondern auf den Nutzen des Landes. — Nutzen und Glückseligkeit waren in Deutschland das Idol der Zeit und der Prüfstein des Wissens geworden. Daß darin eine gewisse Nothwendigkeit lag, welche die durch die vielen Kriege zerstörte Volkswohlfahrt erheischt, dürfen wir nicht vergessen; aber das Wissen ist ein sprödes Ding, fruchtbringende Erfindungen läßt es sich weniger abzwingen, als daß es sie bisweilen denjenigen Forschungen als unerwartete Beigabe zufügt, die zunächst nur aus reinem Trieb nach Erkenntniß unternommen werden. Leibniz Dringen auf den Nutzen war sicherlich nur eine Concession an den ungebildeten Zeitgeist, der diese Wahrheit noch nicht verstand.

Ohne Erfolg blieben Leibniz Bemühungen nicht, aber zur wahrhaft durchgreifenden Wirkung bedurfte es noch anderer

Kräfte, als diejenigen waren, die Leibniz vorzugsweise aufrief. Leibniz wandte sich in erster Linie an die Unterstützung der Fürsten und an die Großen. Wie wichtig diese Hülfe ist, zeigte damals gerade das Beispiel des Auslandes; aber nach deutscher Art haben die besten Triebkräfte geistiger Fortentwicklung stets aus den verschiedenen Kreisen des Volkes selbst empor wachsen müssen. Es galt daher auch jetzt vor Allem in diesen Kreisen das Bedürfniß nach fortschreitender Bildung zu erneuern. Dem vorigen Jahrhundert gebührt das Verdienst die schon vorhandene Anregung dazu im weitesten Umfange gehabt und neue gegeben zu haben; den Männern der Wissenschaft gereicht es zum Ruhme, daß sie keinen geringen Anteil an dieser Erweckung haben. Auf den Universitäten wurde ein neuer Geist des Forschens rege, seitdem Thomasius mit Wort und That sich gegen den alten Schlendrian erhob und die Pietisten dem starren theologischen Dogmatismus eine innerliche Auffassung der christlichen Wahrheit entgegenstellten, auf den Schulen wich unter ihrem Einfluß mehr und mehr die Alleinherrschaft der lateinischen Bildung vor dem Andrang der Realkenntnisse, und alle diese so wie andere Bemühungen um die Volksbildung erstärkten oder erstanden, seitdem Friedrich der Große ihrer freien Bewegung seine mächtige Stütze lieh. In immer weiteren Kreisen wurden Aufklärung und Volkswohlfahrt die Lösungsworte des Jahrhunderts.

Thomasius, der Leipziger Professorsohn, erkannte, daß die Wissenschaft eine neue Stellung zur Zeit einnehmen müsse. Nach mehrjähriger Leipziger Universitätslehre sagte er sich im J. 1688 los von dem alten Schlendrian, indem er wider allen bisherigen Brauch eine Vorlesung in deutscher Sprache „über des Gratians Grundregeln, vernünftig, flug und artig zu leben“ hielt. Dabei entwickelte er, „welchergestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle“. Nicht in der Annahme ihrer Sprache, nicht in Nachäffung ihrer Sitten

sollte die Nachahmung bestehen, sondern darin, daß wir nach dem Beispiel der Franzosen unser Wissen in eigener Mutter- sprache zur Hebung der allgemeinen Volksbildung verwertheten. Dadurch werde die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein Jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erforderlich sei, in seiner Landessprache lesen könne und es sich nicht erst, fremde Sprachen zu erlernen, sauer werden lassen müsse. Nicht unbedingt verwerfen wollte er das Erlernen der alten Sprachen, nur die geistlose, übermäßige Art der Betreibung wollte er abgestellt wissen. Um sein Wirken zu unterstützen gab Thomasius eine deutsche Zeitschrift „die Monatsgespräche“ heraus und ward dadurch der Begründer des freieren literarischen Journalismus, der nach diesem Beispiel und nach dem Muster der englischen Wochenschriften bald allerorten seine Schößlinge trieb. In diesen „Monatsgesprächen“ griff Thomasius vorzüglich die religiöse Scheinheiligkeit und den gelehrten Pedantismus seiner Zeit an. Nebendies vertheidigte er von Seiten des Rechts im Gegensatz zur lutherischen Orthodorie den um diese Zeit durch Spener aufkommenden Pietismus, dessen Anhänger in Leipzig dermal in ihrer Lehrfreiheit beschränkt wurden. Natürlich erregte dies Auftreten und seine Neuerungen den Haß und die Verfolgungs sucht seiner Collegen, die ihm Lehren und Schreiben mit Hülfe des Dresdener Ober-Confistoriums und der Censur zu erschweren suchten. Den Ausschlag wider ihn gaben indeß wie gewöhnlich einige nebensächliche Behauptungen, welche ihm die Ungnade des Hofes zuzogen. Seine Lehrfreiheit wurde beschränkt und selbst seine persönliche Freiheit bedroht. Thomasius flüchtete ins Brandenburgische, der Kurfürst Friedrich verstattete ihm an der Ritterakademie zu Halle seine Lehrthätigkeit fortzuführen. Der freie Zulauf, den dieselbe fand, ließ die schon ältere Idee der Gründung einer Universität in Halle wieder auftkommen. Von anderen trefflichen Männern unterstützt, wurde dieser Plan im

J. 1694 zur Ausführung gebracht. Im neuen Geiste gegründet, wurde Halle eine Zeit lang Hauptträger dieses Geistes, dessen es leider nicht allezeit eingedenk geblieben ist. Von hier aus bekämpfte nun Thomasius die Tortur und den Unfug der Hexenprozesse. Durch Thomasius angeregt, erwarb sich die Universität die entschiedensten Verdienste um die Rechtswissenschaft, auf ihr wurde der Geist der Neuzeit vorbereitet, der Religion und Recht, Kirche und Staat von einander trennen will. An der in Halle geförderten Rechtswissenschaft fand dann bald Friedrich der Große eine wesentliche Stütze für die praktische Förderung des Gerichtswesens in seinem Lande. Die theologische Unduldsamkeit hatte in Thomasius den Ruf nach Freiheit der Wissenschaft geweckt, nur durch den Besitz größerer Freiheit erklärte er in einer Zuschrift an den Kurfürsten v. J. 1692 den größeren Fortschritt der Wissenschaften in Holland, England und Frankreich. „Die Weisheit braucht keine Protection — sagte er — sondern dies ist ihr Protection genug, wenn man ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt.“ — Auch die Theologie sollte an der Hallenser Universität im neuen Geiste gelehrt werden. Man berief den vortrefflichen Francke, der schon an der Leipziger Universität, von Thomasius rechtlich vertheidigt, im Sinne des frommen Spenerschen Pietismus gewirkt hatte, bis ihm dort untersagt war theologische Vorlesungen zu halten. Wohl bewußt, daß im lutherischen Sinne Frommsein die Bildung fürs Leben nicht hindern soll, nahm sich Francke der vernachlässigten Volksbildung an, und begründete im J. 1695 die Armen- und Bürgerschule, aus der allmählig die weit berühmten, nach seinem Namen genannten Stiftungen in Halle erwuchsen. In den höheren Lehranstalten dieser Stiftungen wurden neben dem wahren Christenthum die Realkenntnisse in weitem, vielleicht gar in zu weitem Sinne getrieben. Anatomische Sectionen, Drehselbänke und Mühlen zum Glasschleifen wenigstens gehörten sicherlich nicht zu den

nothwendigen Bildungsmitteln dieser Anstalten. Aber im Betreiben dieser Künste des wirklichen Lebens lag doch ein gesundes Gegengewicht gegen den frommen Verkehr mit der übersehnlichen Welt, der so leicht unsfähig macht das Bedürfniß dieser Welt zu verstehen. Im Gegensatz zu dieser Richtung erhielt die Universität Halle den Stempel der Aufklärungszeit durch den Philosophen Christian Wolff, durch den auch die Philosophie deutsch reden und schreiben lernte. „Ich habe gefunden, sagte Wolff, daß unsere Muttersprache zur Wissenschaft sich viel besser schickt, als die lateinische, und daß man in der reinen deutschen Sprache vortragen kann, was im Lateinischen sehr barbarisch klingt. Die Erfahrung lehrt, daß an deutschen Schriften sich auch Andre, so den Studien eben nicht obliegen, erbauen und dadurch zu einem ziemlichen Grad des Wissens gelangen.“ Wolff's Augenmerk war also nicht blos auf die Gelehrten gerichtet. Da er von Jugend auf eine große Neigung gespürt hatte zur Besserung des Menschengeschlechts beizutragen, so hatte er demgemäß sich niemals etwas angelegener sein lassen, als alle seine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen mögten, und er wollte davon nicht ablassen, so lange sich ein Bluts-tropfen in seinem Leibe rege. So erklärte Wolff in der Vorrede zu seinem 1719 erschienenen Werke: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt“, und so weit man durch Verstandesaufklärung vom Katheder herab für solchen Fortschritt wirken kann, hat Wolff sein Vorhaben unermüdlich ausgeführt. Bald beherrschte seine Weisheit überall Kanzel und Katheder und damit einen beträchtlichen Theil seiner gebildeten Zeitgenossen.

Inzwischen hatte die Anregung des Thomasius auch in Leipzig einen neuen Geist geweckt. Gottsched hatte sich dort die Bahn zu seinem norddeutschen Kunstrichterthum eröffnet und durch Herausgabe einer Wochenschrift „die vernünftigen Tadels-

rinnen" so wie durch Veranlassung einer Uebersetzung der Bayle'schen Encyklopädie sich um die Ausbreitung allgemeinen Wissens verdient gemacht. Ihn unterstützte in diesem allgemeinen Bildungswirken sein College Gellert, dessen Vorlesungen über Poesie und Beredsamkeit ähnlich wirkten, und dessen moralische Sonntagsvorlesungen auf das Gemüth seiner Hörer keinen geringeren Einfluß ausübten als seine Fabeln auf den Sinn unzähliger Leser. Gellert selbst erklärte einmal: „Mein grösster Ehrgeiz besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten im engeren Verstande. Ein fluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen.“ Im Hinblick auf solche Bestrebungen konnte Gottsched in einer Denkrede auf Thomasius mit Befriedigung sagen: „Es ist allerdings wahr, daß man noch jetzt mit großen Hindernissen zu kämpfen hat, doch wenn Thomasius noch lebte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutsche Sprache und die deutschen Schriften fast täglich mehr Liebhaber und Leser bekommen und wie das von ihm ehemals so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft in unseren Grenzen verloren hat.“ — Gewiß mit Recht hat J. Schmidt hervorgehoben, daß von allen Zweigen der prosaischen Literatur keiner so geeignet ist, zwischen der Gelehrsamkeit und der allgemeinen Bildung zu vermitteln als die Geschichtschreibung, daß daher das gleichzeitige Erscheinen mehrerer bedeutenden Werke über deutsche Geschichte in deutscher Sprache, so des Leipziger Professors und Rathsherrn Mascov „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie“ 1726 und des Dresdener Hof- und Justizraths H. v. Bünau „deutsche Kaiser

und Reichshistorie" 1728, charakteristisch sei für die Wendung der Zeit. Lessing beklagte in seinen Literaturbriefen den Mangel an vortrefflichen Geschichtschreibern in Deutschland. Unsere schönen Geister seien selten Gelehrte und unsere Gelehrte seien selten schöne Geister. Jene wollten gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten, und diese wollten nichts als das. Jenen mangele es an Stoff und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen. Nur jene beiden, Bünau und Mascov, hebt er rühmend hervor und ihre trotzdem geringe Wirkung erklärt er nur daraus, daß sie sich mit ihrer Darstellung in zu dunkle Zeiten gewagt hätten, während der wahre Geschichtschreiber die Ereignisse seines Landes und seiner Zeit schildere. Diese Auffassung Lessing's von der ausschließlichen Bedeutung der Zeitgeschichte war sicherlich verkehrt, aber es lag doch das Bewußtsein dahinter, daß eine lebendigere Beziehung zur Gegenwart einem Geschichtswerk die größere Wirkung in weitem Umkreis der Gebildeten sichert. Jedenfalls war das Erscheinen solcher Werke in deutscher Sprache ein Zeichen des erwachenden neuen Geistes, daß man sich nicht mehr mit der Bildung begnügen wollte, welche Theologie, klassisches Alterthum und deutsche Dichtkunst geben konnten, sondern sein Augenmerk wieder lebhafter den Zuständen der politischen und sozialen Entwicklung Deutschlands zuzuwenden begann.

Ohne Widerstreit war natürlich diese Fortentwicklung nicht geblieben. Den Stockgelehrten gefiel es jetzt so wenig wie früher, daß durch das Abfassen der Werke in deutscher Sprache der Kreis der Leser erweitert wurde. Die Leipziger lateinische Gelehrten-Zeitung bemerkte spitz über Mascov's deutsches Geschichtswerk: es sei so gut, daß es verdiente lateinisch geschrieben zu sein. Ein Tübinger Fakultätsgutachten vom Jahre 1725 will die schädlichen Wirkungen der Wolff'schen Philosophie zum Theil daraus ableiten, daß der Vortrag dieses Mannes

durchgehends deutsch sei; denn obwohl man einen Vortrag in unserer Muttersprache je und je wohl vertragen, auch mit Nutzen anbringen könne, so fassten doch sonderlich die an das Latein gewöhnten Hörer der philosophischen Disciplinen die schwersten Lehren ungleich besser im Lateinischen als im Deutschen. Die Gegner sagten, durch solche Erleichterung und Ausbreitung des Wissens werde Oberflächlichkeit und Halbildung erzeugt. Gottsche d bekämpfte dieses verbreitete Vorurtheil in der Vorrede zu seinem „Handlexikon oder kurzgefasstes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste“, indem er entgegnete: „was es denn schade, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz anderen Quellen schöpfen müßten, auch eine gute Anzahl der sogenannten Unstudirten nicht ganz unwissend sei? ob es nicht im gemeinen Leben allemal angenehmer sei, mit Leuten, die Etwas, als die gar Nichts wüßten, umzugehen, und ob nicht diese sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften Allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Weltgeschäften und zu einem artigen und aufgeweckten Umgange nöthig sei, Diejenigen wären, welche die Welt gescheidt und eine Nation gewiht und wohlgesittet machten, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrten?“ Dichter und Praktiker machten sich lustig über Wolff's gelehrtē Sucht Allen Alles aus zureichenden Gründen zu demonstrieren, spotteten über die Kunst, nach der sowohl die Bauern wie die allersubtilsten Mathematici erkennen könnten, wo sie zu Hause seien, über die Logik der schönen Wolffianerinnen, über die Kunst des Beweises, die uns überzeuge, daß ein Student kein Rhinoceros sei, weil ein Rhinoceros ein Horn auf der Nase habe und ein Student keins. Vor Allem aber erregte die freigeistige, aufklärerische Richtung dieser Neuerer Anstoß. Der Theologe Val. Löfcher beweinte in seiner seit 1701 erscheinenden theologischen Zeitschrift die Risse, die man jetzt in den Mauern Jerusalems sehen müsse. „O wie glückselig waren wir vor 20

Jahren — rief er aus — da man von solcher schändlichen Licenz in Deutschland wenig oder nichts wußte, und mit Erstaunen anhörte, was für Unheil das ungemeinere Bücherschreiben durch viel atheistische und fanatische Schriften in dem allzu-freien Holland anrichtete; wir hörten mit Grausen von einem Spinoza, Acosta, Hobbes und ihren Schriften reden. Nun-mehr ist es, Gott sei es geklagt! dahin gekommen, daß das holländische Samaria gegen das evangelisch-deutsche Jerusalem fromm geworden ist: denn es haben es ja einige lichtscheue Kinder der Finsterniß ärger als jene gemacht. Gott belehre den weltbekannten Politicum (Thomastium), der durch öffentliche Schriften meistenthils den Anfang dazu gemacht, und große Herren und hohe Bediente durch seine glatte Schreibart beredet hat, es müsse, wenn die Erudition bei uns, wie in Holland, steigen sollte, der Indifferentismus eingeführt werden.“ Darin, daß ein Gutachten der drei Fakultäten Jena's die 1715 bei einer Schatzgräberei erfolgte Bewußtlosigkeit eines Studenten und den erfolgten Tod zweier Bauern als Folge erstickender Kohlendämpfe darstellte, sogar in öffentlicher Rechtsfertigung die Möglichkeit diese Wirkung auf den Teufel zurückzuführen geradezu bestritt, — in dieser Teufelsleugnung durch eine ganze Universität sah Löscher „eine offensbare Probe der thränen-würdigen Licenz, welche unter uns eingerissen und welche, wenn man ihr nicht ernstlich wehre, endlich die vornehmsten Wohlthaten Gottes verschlingen werde“. —

Auf heftige Gegner stieß Thomasius, als er wider die Hexenprozesse eiferte; und doch behauptete er nur, es sei am besten, die Prozesse wider die Hexen aufzugeben, weil gar viel Beweis dazu gehöre, wenn man die Leute schädlicher Hererei beschuldigen wolle — und doch wollte er nicht das Dasein des Teufels bezweifeln, sondern nur bestreiten, daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, den Menschen erscheinen und mit ihnen Bündnisse und Verträge schließen könne. —

Wie mußten da erst die Strenggläubigen den Wolff'schen Geist der Aufklärung hassen, der sich nicht scheute, selbst den Glauben an die Offenbarung derartigen Bedingungen vernünftiger Prüfung zu unterwerfen, daß kaum Platz für diesen Glauben blieb. Ihrer Feindschaft gelang es denn auch Wolff für eine gute Weile aus Halle zu verdrängen. Die Geschichte dieser Verdrängung ist bezeichnend für den Geist der Zeit. Wolff hatte gewagt in einer akademischen Rede die chinesische Sittenlehre des Confusio zu rühmen, auch zu behaupten, daß die Sittenlehre unabhängig vom rechten Gottesglauben bestehen könne. Solche Lehren glaubten seine orthodoxen Collegen, die mittlerweile auch in Halle aufgekommen waren, nicht dulden zu dürfen, von Kanzel und Katheder eiferten sie wider ihn. Bald fanden ihre Gesinnungsgenossen am Hofe auch den rechten Punkt für eine wirkungsvolle Anklage beim Könige Friedrich Wilhelm I. Wolff ward beschuldigt die Freiheit des Willens zu leugnen, eine solche Lehre wirke volksverderblich. In der Umgebung des Königs wurde davon die passende Nutzenwendung gemacht: „wenn also einige seiner langen Grenadiere desertirten, so hätte es das Fatum so haben wollen und er thäte Unrecht sie zu bestrafen, weil sie dem Fatum nicht widerstehen könnten“. Eine so verhängnisvolle Lehre durfte selbstredend nicht geduldet werden. Wolff wurde durch Cabinetsordre vom Jahre 1723 seiner Professur entsezt und bedeutet: „die sämmtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen“. Der bekannte Philosoph fand einstweilen eine engere Sphäre zum Wirken an der Universität Marburg; die aufgeworfene Streitfrage aber wurde, unterstützt durch das Ansehen des Märtyrerthums zum Gegenstande der eifrigsten Erörterungen an deutschen und außerdeutschen Universitäten. Durch diese Ausbreitung der Theilnahme trug nun die Streitfrage vielleicht mehr zur Erweckung freien Nachdenkens bei, als es die stillere Fortsetzung der Hallenser Kathederlehre

Wolff's vermogt hätte. — Unter derartigen Zuständen des öffentlichen Lebens die Wissenschaft zu treiben, so daß sie in Mitten des lebendigen Lebensbedürfnisses stand, war keine leichte Sache. Dazu bedurste es zunächst einer freieren Gestaltung des öffentlichen Lebens, wie sie in der Mitte des Jahrhunderts unter Friedrich dem Großen begann.

Noch im Jahre seiner Thronbesteigung zog Friedrich der Große den verbannten Wolff wieder nach Preußen, „weil ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden müsse“. Noch im selben Jahre erließ Friedrich eine Cabinetsordre im Sinne der Religionsfreiheit und that seine bekannten Aussprüche, „daß in seinem Lande jeder nach seiner Façon selig werden könne, daß bei ihm ein jeder glauben könne, was er wolle, wenn er nur ehrlich sei“. Zu den ersten Regierungshandlungen gehörte auch der Befehl einer größeren Freiheit für die Berliner Zeitungsschreiber, mit dem persönlichen Zusatz des Königs: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt werden“. Freilich ließ sich die Freiheit leichter decretiren als ausführen, Censur und Censurfreiheit wechselten ab unter mancherlei Bestimmungen, und Lessing konnte wohl einmal im Unmuth schreiben, die Berliner Freiheit scheine nur in der Erlaubniß zu bestehen, so viele Sottisen wie möglich wider die Religion auf den Markt zu bringen. Aber die freie Handhabung der seit 1749 wieder hergestellten Censur that doch der Bewegung des Ganzen nur wenig Abbruch. Kurz Kant hatte wohl Recht, wenn er in einem Aufsatz vom Jahre 1784: Was ist Aufklärung? mit Bezug auf Friedrich den Großen sagte: „Ich höre von allen Seiten rufen: räsonnirt nicht! Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exerctiert! Der Finanzrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: räsonnirt so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!“ —

Unter solcher Freiheit konnte der von den Männern der Wissenschaft geweckte Geist der Aufklärung und Volksbeglückung seine Flügel ausbreiten. Und Friedrich gab dazu nicht nur Raum, mit seinem lebhaften und freien Sinne griff er selbst überall helfend und vorwärts drängend ein. „Wenn ich etwas wünschte, schrieb er einmal in jungen Jahren an Voltaire — so wäre es, gelehrte und gescheidte Leute um mich zu haben; ich glaube nicht, daß eine Sorge um sie sich nicht sehr belohnte. Zuerst ist es eine Achtung, die man ihrem Verdienst schuldig ist, sodann ein Bekennniß des Bedürfnisses, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen.“ Bitter beklagt er die Geringsschätzung, welche gemeinlich deutsche Prinzen den Gelehrten bewiesen. „Die unmodische Kleidung, der Bücherstaub, der diesen etwa anhangt, und das wenige Verhältniß, daß zwischen einem kennzeichnenden Kopf und dem leeren Hirn dieser Herrn stattfinden kann, macht, daß sie sich über ihr Neuhörtes aufhalten und den großen Mann ohne Hoffkleid ganz und gar nicht gewahr werden. — Ich predige ihnen unaufhörlich, daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmuth sei und glaube, daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene.“ — In einem andern Briefe vom Jahre 1739 beklagt Friedrich die mangelhafte Bildung des deutschen Adels, findet indeß bei dem Adel seines Landes mehr Lust sich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit und Genie als bei dem Adel der übrigen deutschen Länder und zieht daraus die Hoffnung, „daß die Künste einst auch hier, aus der unteren Classe gezogen, gute Häuser und Paläste bewohnen werden. Berlin hat Funken aller Künste in sich, man sieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedarf nur eines glücklichen Hauchs, um das Leben den Wissenschaften wieder zu geben, die Athen und Rom einst berühmter machten als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich, diese glücklichen Produktionen meines Vaterlandes zu sehen: sie sind Rosen, die unter Disteln und Dornen wachsen, Funken des

Genies, die durch die Asche hervorblieben, mit denen sie unglücklicherweise bedeckt sind". Der König verlor diese kronprinzliche Gesinnung nicht und namentlich in der zweiten äußerlich ruhigeren Periode seiner Regierung war sein Bemühen unausgesetzt darauf gerichtet, den Schutt fortzuräumen, der das Aufflackern der glimmenden Geisteslohe hinderte. Ihm zur Seite in diesem Wirken stand seit 1770 der treffliche Minister von Zedlitz, dem die in Fluss gekommenen Zustände selbst überall Gelegenheit zu erspriesslicher Hülfe darboten.

Die Saat Francke's ging nun auf, man sah ein, daß die Realkenntnisse in der Schulbildung eine grössere Beachtung finden müssten. Hervorragende Philologen, wie die beiden Rectoren der berühmten Leipziger Thomasschule, Gesner und Ernesti, billigten diese Forderung der Zeit. Gesner nannte es einen gemeinen Fehler der meisten Schulen, daß man in denselben nur auf diejenigen sehe, welche Gelehrte von Profession werden wollen, hingegen versäume, was im gemeinen bürgerlichen Leben bei Künsten und Professionen, in Hof- und Kriegsdiensten unentbehrlich oder doch nützlich sei. Man begann zum Besten Derer, die „unlateinisch bleiben wollten“, Realklassen an den lateinischen Gymnasien zu errichten oder eigene Schulen zu gründen. Zu Letzterem gab namentlich die Francke'sche Bürgerschule den Anstoß. Hier wurde der Hallenser Theologe Semler zu ähnlichen, von der Berliner Akademie wie von der königlichen Provinzialregierung empfohlenen Versuchen angeregt, welche nach seinen Worten aus den Verbal-schulen Realschulen, aus den Marterstuben Freudenstuben machen sollten. Hier empfing auch der eigentliche Begründer der Realschulen, S. Heder, die Anregung, die zur Anlage der ersten namhaften Bürgerschule führte, als er im J. 1739 in Berlin Prediger geworden war und ihm Friedrich der Große ausdrücklich empfohlen hatte, sich der Jugendbildung recht anzunehmen. Auch ihre ersten Lehrer Fähns und Silberschlag,

unter deren Einfluß sich trotz mancher Anfeindung das Ansehen der vom Könige und seiner Regierung unterstützten Realschule hob, waren der Hallenser Bildungsrichtung gefolgt. Der Kampf dieser Richtung mit der überkommenen Gymnasialaufgabe ist seitdem unablässig bis in unsere Tage hinein fortgesetzt und noch nicht zum genügenden Abschluß gebracht. —

Ebenso erkennbar ist, wie mittelbar durch diese von Gelehrten ausgegangene Unregung auch andere Männer erweckt wurden, sich der unteren Volksbildung anzunehmen. So erregten im J. 1758 die Mängel der katholischen Trivialschulen zu Sagan in Schlesien die Aufmerksamkeit des dortigen Abtes und Prälaten Felbiger. Zur Durchführung einer 1761 aufgestellten neuen Schulordnung fehlte es durchaus an tüchtigen Schullehrern. Da suchte Felbiger Hülfe bei der genannten Berliner Realschule, in welcher er trotz der Religionsdifferenz, aber freilich darum ganz im Stillen, einige katholische junge Männer zu Volksschullehrern ausbilden ließ. Der damals in Schlesien dirigirende Minister Graf G. von Schlabrendorf, der dem evangelischen Seminar zu Breslau eine jährliche Prähbende von 1250 Thlr. auszahlen ließ und außerdem 100,000 Thlr. zur Errichtung eines anderen Seminars in Schlesien testamentarisch aussetzte, schenkte auch den Bemühungen Felbiger's um die Hebung des katholischen Volksschulwesens seine Theilnahme. Auf seinen Betrieb arbeitete Felbiger einen Gesetzentwurf aus, der die Grundlage des im J. 1765 vom Könige angeordneten „Landschulreglements für die Römischkatholischen in Städten und Dörfern des souveränen Herzogthums Schlesien und der Herrschaft Glatz“ wurde. — Gleichzeitig erwarb sich um das protestantische Volksschulwesen Preußens ein anderer Mann hohe Verdienste, Friedrich Eberhard von Rochow, Erbherr zu Necken bei Brandenburg und Domherr zu Halberstadt. Derselbe hatte in den Schlachten des siebenjährigen Krieges rühmlichst mitgefochten, bis mehrere Verwundungen ihn

zwangen den Kriegsdienst zu verlassen. Während des Winterquartiers zu Leipzig war er mit Gellert bekannt geworden, durch dessen Umgang sein wissbegieriger Geist dem Bildungsstreben der Zeit zugeführt wurde, dem zu dienen er bald in seinem Gütsleben Gelegenheit fand. Als in den Jahren 1771 und 1772 Theuerung und Epidemien das Landvolk seiner Güter heimsuchte, that Rochow sein Möglichstes zur Abhülfe. Aber auf Schritt und Tritt sah er sich gehemmt durch die Unwissenheit und den Aberglauben der Landleute. Die einfachsten Vorkehrungen zur Reinigung wurden, wenn mündlich gegeben, wieder vergessen, oder konnten, wenn schriftlich gegeben, nicht gelesen werden. Statt des Arztes, den er für sie annahm, ließen die Bauern lieber zu Quacksalbern und klugen Frauen, die sie selber bezahlen mußten. Erhaltene gute Mittel brauchten sie nicht, nahmen die verkehrtesten und starben dahin. In bitteren Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit fann er darauf, was zu thun sei, um die edle Gottesgabe Vernunft aus dem Gewebe von Vorurtheilen und Unsinn zu befreien, das sie umstrickt hatte. Es ward ihm klar, wie sehr man versäume, die Seelen der Landjugend zu veredeln. „Ich lebe unter Landleuten, und mich jammert des Volkes — schreibt Rochow. Neben den Mühseligkeiten ihres Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurtheile gedrückt. Ihre Unwissenheit in den nöthigsten Kenntnissen raubt sie der Erziehung, welche die für alle Stände gnädige Vorsehung Gottes auch dem ihrigen gegönnt hat. Sie wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott noch mit der Obrigkeit zufrieden. — Die Ursachen dieser sämmtlichen, den Staat in seinem wichtigsten Theil zerstörenden Uebel liegt an der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend. — Man bildet nicht ihre ganze Seele. — Außer dem Katechismus und der Heilsordnung fand ich kein Schulbuch für

den Landmann; und außer dem wörtlichen Inhalt dieser höchstens blos auswendig gelernten aber nicht verstandenen Bücher keine Wissenschaft, die man dessen Kindern lehrte. — Ich denke doch nicht, daß man die Seele eines Bauernkindes für ein Ding von anderer Gattung hält als die Seele des Kindes höherer Stände. Aber dann ist mir's unerklärbar, wie nach der herrschenden Lehrart aus diesen Leuten verständige Menschen und gar Christen gebildet werden sollten. — Da ich also nichts fand, was unmittelbar für den gemeinen Mann und seine Kinder mir zweckdienlich schien, so wagte ich diesen Versuch mit dem herzlichen Wunsche, daß bessere, weisere Menschenfreunde als Arbeiter an diese Ernte sich machen mögten, und daß mein Versuch bald durch Meisterstücke verdrängt werden möge." — Dieser Versuch, den Nochow gemacht hatte, bestand in der Absaffung „eines Schulbuchs für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen“, das zuerst zu Ostern 1772 erschien und in den folgenden Jahren mit erläuternden Zusätzen unter dem richtigeren Titel: „Unterricht für Lehrer an niederen und Landschulen“, wiederholt herausgegeben wurde. Als Lehrbuch für die Kinder selbst, um die große Lücke zwischen Bibel und Bibel auszufüllen, verfaßte Nochow seinen viel gelesenen „Kinderfreund“, der in 100,000 Exemplaren für einen geringen Preis verbreitet wurde, damit er leicht in jedes Schulkindes Hände komme. — Mit solchen Mitteln und mit Hülfe eines passenden Lehrers besserte Nochow sofort thatfächlich das Schulwesen in der Nähe seiner Güter. Zur praktischen Ausführung seiner Ideen ermunterte ihn der Minister von Zedlitz, der ihm gleich nach dem Erscheinen seiner Bücher seinen Beifall aussprach, denn „daß ein Domherr für Bauernkinder Lehrbücher schreibe, sei selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit“. Zedlitz unterstützte die Schulanlagen Nochow's, so viel er konnte, auch der König selbst bezeigte thatfächlich seine Anerkennung. Der Ruf der Neckanschen Schule verbreitete sich so sehr, daß

bald von allen Seiten Lehrer, Geistliche, Gelehrte, Fürsten dahin pilgerten, um die Schuleinrichtungen kennen zu lernen. Mehr als dies mußte den menschenfreundlichen Stifter erfreuen, daß den Eltern das Schulgehen der Kinder theuer und werth ward, und daß sie oft mit Thränen im Auge dem edlen Guts-herrn für die erwiesene Wohlthat dankten. Röchow hatte über die Grenzen Deutschlands hinaus den verdienten Namen eines Reformators des Landeschulwesens erhalten.

Uebrigens blieb dieser in Preußen erwachte Eifer für die Bildung des Volkes nicht ohne Nachfolge in den übrigen Ländern Deutschlands. Selbiger selbst erhielt auf das Gesuch Maria Theresia's Urlaub von Friedrich dem Großen, um auch in den österreichischen Ländern das gesamme Volksschulwesen zu verbessern. Die eifrigste Förderung fand sofort diese Schulreform in Böhmen durch den Dechanten Kindermann zu Kaplitz, den die Kaiserin später wegen eben dieser Verdienste mit dem Namen von Schulstein adelte. Unter Joseph II. gewann nach Publicirung des Toleranzediktes vom Jahre 1781 auch das evangelische Volksschulwesen Österreichs eine größere Freiheit der Entwicklung. Kurz überall wurde Volksbeglückung durch Volksbildung das Motto der Zeit; und nicht nur die Kinder sah man ins Auge, sondern ebenso für die Erwachsenen suchte man zu sorgen durch Sonntagsschulen und Fortbildungsanstalten an den Werktagen. Ueberall waren diese Bemühungen von ähnlichem Geiste belebt, man wollte den Verstand üben, aufklären, ohne Betonung der confessionellen Unterschiede christlich fromme Menschen bilden, für die Bedürfnisse des praktischen Lebens vorbereiten. Aufklärung und Volksbeglückung wurden — kann man sagen — zur Leidenschaft der Zeit.

So fielen denn Rousseau's Emil (1762) und Basedow's Bestrebungen schon auf einen empfänglichen Boden. Nur daraus ist die überschwänglich begeisterte Aufnahme ihrer Ideen bei den denkenden, für das Volkswohl mit Theilnahme erfüllten

Männern aller Nationen Europas zu erklären. Von der natürlichen Erziehung, wie sie Rousseau's Emil forderte, hofften Dichter und Denker, Laien und Gelehrte damals den Heranwuchs eines gesunden, vernünftigen Menschengeschlechts. Selbst Kant, der besonnene Königsberger Philosoph, gesteht, von keinem Buche so gefesselt worden zu sein, wie von diesem. — Durch die Wolff'sche Philosophie war Basedow nach eignem Bekennniß für die Aufklärung gewonnen worden, die Lectüre Rousseau's begeisterte ihn zu der Idee, Reformator des Erziehungswesens in Deutschland, wenn möglich in ganz Europa zu werden. Der allgemeinen Zeiterregung zufolge fand Basedow für seine Erziehungsreform die reichlichste Unterstützung der Zeitgenossen. Kaum ein Jahr nachdem er in seiner 1768 erschienenen „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt“ die Nothwendigkeit dargelegt hatte, zur Besserung des Volkes mit der Hebung seiner Elementarbildung zu beginnen, und nachdem er zur Abfassung eines Elementarbuches sich die Unterstützung aller Menschenfreunde erbeten hatte, befand er sich durch Beisteuer von Fürsten und reichen Bürgern aus vielen Ländern im Besitz von 15,000 Thlrs. Kaum hatte er im Jahre 1770 „das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“ herausgegeben, worin er beweisen wollte, daß die übliche Bildungsweise der Jugend den Einsichten und Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht angemessen sei, zugleich Mittel zur Abhülfe vorschlug, so berief ihn der Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt mit ansehnlichem Gehalte nach Dessau zur Verwirklichung seiner Ideen. Hier verfaßte er sein „Elementarwerk“, welches 1774 in 4 Bänden mit 100 meist Chodowieckischen Kupfern erschien. Es sollte der Orbis pietus des 18. Jahrhunderts sein. Sein Gönner, der Fürst von Dessau, gab dann weitere reiche Unterstützung zur praktischen Ausführung der vorgeschlagenen Erziehung in einer Anstalt, so entstand 1774

das bald viel besprochene Dessauer Philanthropin. Aufklärung, im Bunde mit Nützlichkeit, Natürlichkeit und möglichst encyklopädischem Wissen, bildeten die Grundideen der neuen Erziehung. „Der Zweck der Erziehung muß sein — heißt es in der an alle Freunde gerichteten Einladung zum Examen im Jahre 1776 — einen Europäer zu bilden, dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann.“ Das Gemeinnützigste aus allem Wissen sollte in der natürlichen, angenehmsten Weise gelehrt werden. Ein zwölfjähriger Knabe von nicht zu verderbten Sitten und mäßiger Begabung, der nur lesen und schreiben könne, sollte ohne Zwang und Unlust binnen vier Jahren in aller Hinsicht zu einem der tüchtigsten Universitätsbürger gebildet werden. Im Religionsunterrichte des Philanthropin's sollte von allem Confessionsunterschiede ebenso abgesehen werden, wie im Geschichtsunterricht von der Begünstigung irgend einer Nation oder Regierungsform. Jude und Christ, Katholik und Protestant, Russischer Unterthan und Schweizer Republikaner — sie alle sollten sich gleich wohl im Philanthropin befinden. Das zu erreichende Ideal war die Erziehung zu einem allseitig gebildeten, aufgeklärten, nützlichen Weltbürger. — Auch dieses Unternehmen begünstigte der Minister von Zedlitz. Die Petersburger Akademie sogar stellte demselben ein günstiges Zeugniß aus. Lessing billigte dasselbe, Kant erklärte sich 1774 öffentlich für dasselbe. Das Heil des Menschengeschlechts — schrieb er — sei von dem Aufkommen einer natürlichen Erziehung abhängig, aber nicht eine langsame Reform, nur eine schnelle Revolution könne dienen. Dazu sei als Vorbild eine nach der echten Methode von Grund aus neu geordnete Musterschule nothwendig, und eine solche sei nun nicht mehr blos eine schöne Idee, sondern das Philanthropin zeige die Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden. Basedow hatte eben in vielen Punkten die Ideen seiner Zeit getroffen, daher kamen ihm die Anhänger der neuen

Zeit Anfangs begeistert entgegen. Doch alle diese Bemühungen um die Volksbildung überschossen vielfach das richtige Ziel oder schlugen falsche Wege ein; daher konnte Anfeindung nicht ausbleiben, ward spätere Einschränkung des ersten Lobes und Ausmerzung des Falschen durchaus nothwendig. Indeß nicht die unbegründete Gegnerschaft, sondern nur das wohlbegündete Abthun des Verkehrten hatte Erfolg.

Gar Manchen mißfiel der Anspruch auf Erweiterung der Volksbildung überhaupt. Man halte dafür — schreibt Felbiger 1772 — Dorfkinder dürften eben so viel nicht wissen. Auch Röchow machte die Erfahrung, „daß ein ganz achtbarer Theil des Publikums fortfuhr zweifelhaft zu sein oder scheinen zu wollen, ob bei der sittlichen Aufklärung des Volks die Menschheit gewinne“. Man befürchtete, die Folgsamkeit des Bauern und des Hintersassen mögte am Ende aufhören, wenn derselbe zu klug werde. Insbesondere das Schreibenlernen der Mädchen beanstandete man. „Bei den virginibus — schrieb 1772 ein alter Schulmeister — ist das Schreiben nur ein vehiculum zur Lüderlichkeit.“ Man besorgte, die Erwerbung dieser Kunst werde nur zur Abfassung von Liebesbriefen verwendet werden. Selbst Justus Möser meinte, als Mann des Volks würde er kein Mädchen heirathen mögen, das lesen und schreiben könne. Ueberhaupt gehörte der brave Osnabrücker Justizmann, der so viel gethan hat den Gemeinstinn im Volke zu erwecken, doch in Betreff der Volksbildung zu dem ganz achtbaren Theil des Publikums, von dem Röchow redet. Er sehe nicht ein, — schrieb er — was das Schreiben einem Ackermann sonderlich nütze, die Kunst verleite ihn nur seinen väterlichen Acker zu meiden und außer Landes sein Brod zu suchen; wie ähnlich Friedrich der Große in einem Briefe an Bedlich v. S. 1779 schrieb: „auf dem platten Lande ist es genug, wenn sie ein bisschen lesen und schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretairs und so was werden.“

Möser ging darin noch weiter, er wollte sogar für die Berufsarten, die mehr Handeln als Wissen erfordern, der praktischen Berufsbildung vor der gelehrt den Vorzug geben. Was das praktische Leben durch die Wissenschaft gewonnen hat, will er nicht verkennen, aber nur die fertigen Resultate der Wissenschaft sollen die Praktiker in die Hand nehmen, ohne mit den Gelehrten einerlei Gang zu gehen. Gewiß fanden solche Gedanken Anklang bei den sogenannten Praktikern der Zeit, aber den nothwendigen Fortschritt in der Ausbreitung des Wissens hemmten sie nicht. Höchstens trugen sie mit dazu bei, dem allzu weit gegangenen Idealismus etwas mehr Rücksicht auf das Bedürfniß der Wirklichkeit abzunöthigen. Solcher Mäßigung bedurfte allerdings der Rousseau-Base d'ow'sche Bildungsfanatismus. In der Meinung natürlich zu erziehen, hatte derselbe eine höchst unnatürliche Natur erkünstelt, um das Lernen zu erleichtern war beinahe ganz vergessen, das Lernen eine Arbeit geistiger Anstrengung sein soll, in dem Wunsche den Menschen so gebildet wie möglich zu machen, war die echte Bildung mit der Anhäufung allen möglichen Wissens oder rein formaler Verstandesaufklärung verwechselt worden, der Zug zur bürgerlichen Nützlichkeit hatte das Ideal der klassischen Bildung verdrängt, über den reinen Menschen und Weltbürger hatte man die Unterschiede des wirklichen Lebens außer Acht gesetzt. Dagegen mußte eine Reaktion eintreten. Gerade dieser Rückschlag aber hat zur gesicherten Anerkennung des berechtigten Bildungsanspruchs geführt, dem alle jene Versuche entsprungen waren, nicht minder gleichzeitig zur nothwendigen Vertiefung und Erweiterung der Wissenschaft selbst.

Treffend spottet Möser über das frühe Durchfliegen aller Wissenschaften mit Hülfe der so beliebt gewordenen Encyclopädien, welche die Kinder schon auf ihren Rollwagen führen. „Was kommt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewächse, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der

Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer und alles sieht so hungrig aus wie die heiße Liebe eines verlebten Greises.“ Auch Herder verwarf die Treibhauszucht des Philanthropin. Er bekämpfte diese moderne lichte und leichte Methode der Volksbildung. Wer in die Wissenschaft Licht und Fählichkeit hineinlügen, wo keins sei, der sei Gaukler, nicht Lehrer. Er erklärt sich gegen die, welche Leibniz'sche und Newtonsche Philosophie pour les enfants einrichten und die Sprachen ohne Gedächtniß, Mühe und Grammatik lernen wollen. Und doch gehört Herder nicht zu den blinden Verehrern des Alten, vielmehr anerkennt er vollauf die Nothwendigkeit des Fortschreitens der Schule mit dem Zeitalter. Inzwischen hatte Pestalozzi bereits dem Ruf nach einer besseren Volksbildung durch sein 1781 erschienenes Werk „Eienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk“ eine maßvollere und sinnigere Richtung zu geben versucht. Mag auch Pestalozzi später manchfach in die Irrgänge theoretischer Methodensucht gerathen sein, doch sind seine Forderungen einer anschaulichen, die Selbstthätigkeit anregenden Lehrweise, des Lernens an der lebendigen Umgebung, des Heranziehens der Familie und insbesondere der Mütter die Grundpfeiler unserer modernen Volkerziehung geworden. Auch hat die Wärme seiner Empfindung Vielen den Sinn geöffnet für das echte Bedürfniß fortschreitender Volksbildung. Durch ihn erkannte man wieder, daß dasselbe nicht auf Ueberhäufung mit Kenntnissen, auf möglichst rasche Beibringung aller möglichen Fertigkeiten gerichtet sei, sondern auf innere Kraftentwicklung zu verschiedenem Lebensgebrauch an der Aufnahme des allgemein Wissenswerthen aus dem Gebiete der Natur und Geschichte.

Der überwiegende Zug zu diesem modernen Wissen brachte allerdings die Gefahr mit sich, daß darüber der bildende Werth der Beschäftigung mit den an Kunst und Thaten so herrlichen Ueberlieferungen der alten Welt allzu sehr im Preise sinkte. Der

Trieb zum Nützlichen, für's Leben Brauchbaren verdrängte in der That zu sehr allen idealen Anspruch einer allgemeineren Bildung, über der Bildung zum Beruf wurde die Bildung zum Menschen vernachlässigt. So war der Realismus viel zu weit gegangen, wenn in der Manufakturklasse der Berliner Realschule Lederhandel gelehrt wurde, bei dem neunzig Sorten Leder vor-gezeigt werden konnten. Es war höchst beschränkt geurtheilt, wenn der gute Campe keinen Anstand nahm, das Verdienst des Erfinders des Spinnrades weit über das Verdienst des Dichters Homer zu stellen, dieses Erziehers zum Guten und Schönen für ganze Völker. Dem gegenüber haben Herder und die im Geiste Gesner's und Ernesti's forschreitenden Schulrectoren der Zeit mit Nachdruck wieder an die Aufgabe der allgemeinen Menschenbildung erinnert und durch geistvollere Behandlung den Werth der humanistischen Studien wieder gehoben, ohne vor den gerechten übrigen Bildungsansprüchen der Zeit die Augen zu verschließen. Die allseitig genügendere Ausgleichung dieser Ansprüche ist seitdem das höhere Ziel unserer Volkssbildung geworden.

Alle diese in den verschiedenen Schichten des Volkes erhobenen Bildungsansprüche nun trugen wesentlich dazu bei, die entsprechenden Wissenschaften selbst vorwärts zu treiben, an denen wiederum jenes vielfach ungestüm und abirrende Drängen allein festen Rückhalt finden konnte. So verstärkte das verschiedenartige Dilettantiren und Experimentiren auf dem Gebiete der Erziehungskunst die Nothwendigkeit, den Mechanismus derselben, wie Kant sagte, in Wissenschaft zu verwandeln. Erst seitdem hat diese Umwandlung begonnen. Der größere Trieb zur Kenntniß der realen Welt und ihrer Geschichte führte kräftiger als zuvor die klassische Philologie von der Wort- zur Sach-erklärung, machte die Sprachkunde zur lebendigen Alterthums-wissenschaft, setzte an die Stelle der Alterthumskrämer nach Lessing's Ausdruck Alterthumskundige. Es war eine zweite,

mit noch besseren Mitteln unterstützte Wiederbelebung des klassischen Alterthums, weniger einseitig als die erste, weil sie die gleichzeitige Erhebung des übrigen Wissens nicht hinderte. Mit Hülfe bessern Naturwissens hoffte man das Volk vom Ab erglauben des Mittelalters zu befreien und über das praktisch Nützliche aufzuklären; von diesem Bedürfniß getragen erhoben sich, dem Aufschwunge dieser Studien im Ausland folgend, namentlich seit der Mitte des Jahrhunderts die Naturstudien in immer großartigerem und freierem nicht mehr vom Nutzen allein bestimmtem Geiste. Im Bunde damit wurde auch mehr und mehr die Wahrheit von Leibniz' Ausspruch erkannt, daß die Staatswirthschaft einer der wichtigsten Theile der Staatswissenschaften ist. Auch diese selbst, so wie die historischen Studien nahmen einen gedeihlichen Aufschwung, seitdem die an Kraft und Umfang gewachsene Aufklärung die Fesseln der kirchlichen Abhängigkeit mehr und mehr gebrochen hatte. Der Kampf zwischen Aufklärung, Herzenglaube und Buchstaben glaube war freilich nicht abgethan, aber er führte Theologie und Philosophie selbst auf tiefere Wege. Der fromme Glaube suchte den Einklang mit dem Wissen, namhafte Theologen versuchten die Ueberlieferung der Bibel und der Kirche nach dem Geiste anstatt nach dem todten Buchstaben zu verstehen. Lessing gab diesem Streben einen allgemeineren Ausdruck. In der Philosophie zog Kant mit fester Hand die Grenzen zwischen Wissen und Glauben und gab dem natürlichen Sittenglauben der Aufklärung einen tieferen Rückhalt wider Unglauben und Zweifel. Kurz überall wird uns offenbar, in wie lebendiger Wechselbeziehung zu den Bedürfnissen der Volksbildung sich die Wissenschaften damals selber vertieften.

Damals unterhielten auch die Männer der Wissenschaft, so weit sie es vermogen, sich selber den Sinn für den Werth dieser Beziehungen offen und handelten darnach. Schon Wolff hatte es für seine Pflicht gehalten in Zeitblättern das Volk über

vorkommende Natur- und Zeitereignisse aufzuklären. Kant rühmte das Betreten dieser ungelehrten Bildungswege in England und folgte dem Beispiel, wo immer eine passende Gelegenheit sich darbot. Bald war es die allgemeine Erregung der Gemüther durch das Lissaboner Erdbeben, bald der durch Forster erregte Streit über die Menschenrassen, dann wieder die Entdeckung des Blitzableiters oder Swedenborg's vielbesprochene Träumereien, was ihm erwünschten Anlaß zur angemessenen Volksbelehrung gab. Ein Mann wie der Göttinger Mathematiker Kästner verschämte selbst nicht in einem Gedichte über den Kometen zu dieser Aufklärung beizutragen. Sein College Lichtenberg, der zwar bemerkte, daß populär oft nur derjenige Vortrag hieß, durch den die Menge in den Stand gesetzt ward von Etwas zu sprechen ohne es zu verstehen, war doch ein ebenso erklärter Gegner der abgeschlossenen registerartigen Gelehrsamkeit und nannte Wahrheits-Monopole, einem einzelnen Stande angedichtet, Injurien für die Menschheit. Diese Ueberzeugung von dem Anrecht Aller auf Wahrheit vertheidigte Lessing, als man von ihm verlangte, er hätte, um den Glauben des gemeinen Mannes nicht zu stören, seine theologischen Streitschriften in lateinischer Sprache schreiben sollen. Doch die Art, wie er halb scherzend, halb ernsthaft die aus jenem Verlangen sich ergebenden Absurditäten bespricht, indem er daran erinnert, daß durch das Lateinschreiben die Gefahr der Schriften für das meist Latein verstehende polnische und ungarische Volk vermehrt werde, daß diese Sitte nur durch ein bei der Religionsdifferenz in Deutschland unmöglich zu erlangendes Reichsgesetz allgemein werden könne, zeigt uns, wie verbreitet damals noch die Meinung war, welche zwischen der Bildung der Gelehrten und des Volkes eine unübersteigliche Kluft zu erhalten wünschte. Kant andererseits rechtfertigte einmal seine Forderung unbedingter Lehr- und Schreibfreiheit für die Gelehrten der philosophischen Fakultät damit, daß das Volk praktischer Weise von

den Schriften dieser Herren keine Notiz nähme und wenn dies, sich doch bescheide, daß vernünfteln nicht seine Sache sei. Darin offenbaren sich nur Rücksichten auf noch zurückgebliebene Ansichten der Zeit, denn diese Männer wußten wohl, daß die Wahrheit den Menschen nicht mehr ständeweise zugemessen werden konnte. Kant, der sein Zeitalter nicht das aufgeklärte, sondern das der Aufklärung nennen wollte, gab diesem allgemeinen Streben den Wahlspruch: Wage weise zu sein! — Zu der Kühnheit des Selbstdenkens wollte er selbst durch die Ideen seiner Philosophie beitragen; und wenn er auch wohl wußte, daß Metaphysik zu studiren nicht Ledermanns Sache sein konnte, so versuchte er doch selbst, diese Ideen dem allgemeinen Verständniß so zugänglich wie irgend möglich zu machen, dankte auch den Schülern und Anhängern, die ihn an Talent zur Popularisirung zu übertreffen schienen.

Dieses kräftige Streben der damaligen Wissenschaft nach Beziehung zum Leben wurde vor Allem dadurch gestützt, daß die Meister und Gehülfen der schönen Literatur sich demselben anschlossen. Wie zur Zeit der Humanisten sollte die Gelehrsamkeit — nach Schiller's Worten — einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, um den Weg zum Herzen zu finden und den Namen einer Menschenbildnerin zu verdienen. „Aus den Mysterien der Wissenschaft sollte der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns herausführen und das Eigenthum der Schulen in ein Eigenthum der ganzen menschlichen Gesellschaft verwandeln.“ Unstreitig hat der Bildungsaufschwung unseres Volkes durch diesen hohen Bund damals eine ungewöhnliche Kraft gewonnen, nur fehlte das reale Gegengewicht eines gesunden historischen Lebens im Staate. Die kräftige Erhebung des jungen preußischen Staates unter Friedrich hatte wohl in ganz Deutschland hervorragende Geister mit Hoffnungen erfüllt, aber um so drückender mußte die Misere des verfallenden Reiches empfunden werden. Zum Troste

flüchteten die besseren Seelen zu den Idealen des Wissens und der Kunst oder einer so unwirklichen Freiheit, wie sie die französische Revolution zu verwirklichen versprach. Der alte Dualismus, der Gott und Welt, Himmel und Erde entzweite, fand neue Nahrung an diesem Idealismus und Arndt hatte wohl so Unrecht nicht, wenn er diesem Zwiespalt eine wesentliche Schuld an dem hereingebrochenen Unheil der Fremdherrschaft zuschrieb. Große Begebenheiten verlangte S. Möser zur Befreiung unseres Volksgeistes. Das gegenwärtige Jahrhundert hat uns dieselben gebracht in Schmach und Erhebung. Seitdem ist es das Lösungswort der Zeit geworden, die überkommenen Ideale der Volksbildung unter sich und mit den realen Ansprüchen des öffentlichen Lebens in immer weiteren Kreisen zum Einklang zu bringen.

Welche Lehren giebt uns nun dieser Rückblick auf die Entwicklung der Beziehungen von Wissenschaft und Volksbildung?

Die Geschichte lehrt, daß einerseits die Wissenschaften gesunder und rascher auf dem günstigen Boden einer allgemeineren Volksbildung gedeihen, und daß andererseits ohne die wissenschaftliche Pflege dieser die gesamte Volkswohlfahrt leidet. Sie zeigt, wie mit der Vertiefung und Vermehrung des Wissens unaufhaltsam auch die Ausbreitung desselben im Volke wächst, und wie vergeblich es ist, das Maß der Theilnahme an diesem Fortschritt für die einzelnen Volkskreise ängstlich zuschneiden zu wollen. Sie überzeugt uns ferner, daß Gefahren für beide Seiten sich einstellen, sobald die Förderer des Wissens die weitere Ausbreitung desselben den unklaren Versuchen halbgeschulter Geister oder den nur halbberechtigten Eingriffen genialer Neuerer überließen. Erst dann ward die Wissenschaft verflacht und die Volksbildung verwirrt. Um so gereiftiger erscheint also das Verlangen der Gegenwart nach einer

sorgsamen Pflege der Beziehungen von Volksbildung und Wissenschaft.

Jedoch die Förderung des Wissens ist schon an sich ein schwerer Dienst, der oft den ganzen Mann in Anspruch nimmt und daher nicht allezeit den Sinn offen und die Kraft frei lässt für den Dienst, den die allgemeine Volksbildung verlangt. Mancher auch vermag überhaupt nur in engster Kraftbeschränkung Tüchtiges zu leisten, hat von Natur die Begabung zu weiterem Wirken nicht erhalten. Ein verbreitetes Laienunrecht ist es, das begrenzte Schaffen solcher Männer gering zu schätzen, weil die Bedeutung desselben für den allgemeineren Culturfortschritt nicht ersichtlich und lebensvoll hervortritt. Diese Arbeiter gleichen oftmals dem Bergmann, der im dunkeln Schachte Edelsteine bricht, deren Glanz erst durch den von Anderen empfangenen Schliff am hellen Tageslicht hervorstrahlt. Gegenüber solchem Bohren und Graben nach den verborgenen Schätzen des Wissens ist nur die bescheidene Zuversicht am Platze, daß in jeder Wissenserweiterung ein Keim zu ungeahntem Fortschritt liegen mag, dessen Entwicklung durch unzeitiges Haschen und Fragen nach dem Nutzen nicht gehemmt werden darf. — Aber diese zeitweilig oder persönlich berechtigte Kraftbeschränkung hebt die allgemeine Wahrheit nicht auf, daß der höchste Zweck des Wissens nicht darin besteht Kenntnisse anzuhäufen, sondern darin, dieselben zum Besten des geistigen Fortschritts der Menschheit zu verwerten. Auch die Wahrheit bleibt bestehen, daß die größten Geister nicht die einseitigsten waren, daß die Edelsten unter ihnen in der eigenen Erkenntnissfreude den Sporn zur Mittheilung, so weit die Kunst der Umstände es verstattete, fühlten und somit den eitelen Selbstgenüß des Wissens zur Freude einer Pflichterfüllung im Dienste der Menschheit zu erheben strebten. Gerade sie am wenigsten sahen hochmuthig die Mittheilung des Wissens über den Kreis der Fachgenossen hinaus als die sittlich und geistig leichtere Auf-

gabe an. Sie wußten wohl, daß hierbei dem Reize einer bequemeren Abfindung mit der Sache, einer leichteren Bestechung des Urtheils zu widerstehen, eine ungewöhnliche Vorsicht und Gewissenhaftigkeit fordert. Sie fühlten, daß, wenn schon jede Arbeit im Dienste der Wahrheit zugleich eine sittliche ist, doch die sittliche Verantwortlichkeit für dieselbe wächst, je größer und weniger vorgebildet der Kreis Derer wird, welchen die Arbeit zu Gute kommen soll. Und wenn auch sicherlich Derjenige, der seine Sache am gründlichsten versteht, bei einigem Talent dieselbe auch am einfachsten Vielen wird verständlich machen können, so ist eben doch das Talent solcher Darstellung eine besondere Gabe, deren Ausübung keineswegs ohne Bewältigung ungewöhnlicher Schwierigkeiten möglich ist. Ein hochmuthiges Herabsehen auf solche Leistungen entbehrt daher jeglichen Grundes; es ist das untrügliche Zeichen einer engen, von Vorurtheilen besangenen Seele, der das Herz fehlt für den geistigen Fortschritt der Menschheit und deren Auge deshalb blind ist für den Werth einer ernsten Betheiligung an dem Bemühen um Hebung der Volksbildung.

Die Besorgniß vor der Halbbildung wenigstens rechtfertigt die Zurückhaltung nicht, da diese vielmehr gerade dazu beiträgt, den unberufenen Geistern freien Spielraum zur Erzeugung von Halbbildung zu lassen. Der Einwand, das Wissen lasse sich überhaupt nicht so leicht mittheilen, was mit schwerer Arbeit erforscht sei, könne auch nur mit schwerer Arbeit empfangen werden, trägt keine Spanne weit. Wir lernen jetzt alle in wenigen Stunden, was zu ergründen die Anstrengung vieler großen Geister erfordert hat. Niemand verläßt jetzt die Schule, ohne zu wissen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, und warum wir dieser Ansicht sind; aber Jahrhunderte arbeiteten an der Entdeckung dieser Wahrheit. Die meisten Wahrheiten sind schwer zu finden, aber wenn sie gefunden sind, verhältnißmäßig leicht einzusehen und nicht allzu schwer mitzutheilen.

Die Hauptschwierigkeit besteht darin, das fest Erworbene von dem noch Unsicherer scharf zu scheiden und nur das Erste als bereit liegendes Gemeingut der Volksbildung zu verwerthen, von dem Zweiten aber nur zu reden in einer Weise, die kein vermeintes Wissen erzeugen kann, vielmehr gerade das Bedürfnis weiteren Fortschrittes offen darthut. Neberdies hat die Rücksichtnahme der Wissenschaft auf die Volksbildung nicht den Hauptzweck, Kenntnisse und Fertigkeiten mitzutheilen, sondern Sinn und Verständniß zu öffnen für den Werth einer lebendigen Wissenserweiterung, welche einem Jeden die Kraft geben soll für das bessere Begreifen der eigenen Stellung zur umgebenden Welt der Natur und Geschichte, ohne welches das Band menschlicher Gemeinschaft ein lockeres bleibt. Der wachsende Werth dieser Gemeinschaft ist es, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die veralteten Scheidungen der Menschen nach Wissen und Bildung aufhebt oder umwandelt. Einst waren nur die Gelehrten zugleich die Gebildeten im Volk, jetzt dürfte wohl mancher Gelehrte an Bildung Nichts voraus haben vor den Ungelehrten anderer Stände. Bei der jetzigen Theilung der Arbeit steht schon jeder Gelehrte dem Wissen, das er nicht selber treibt, kaum anders gegenüber als der Gebildete überhaupt, ja mancher schlichte Handwerker wird gegenwärtig an Kenntniß der Natur, manche gebildete Frau an Kenntniß der schönen Literatur und der Kunst höchst berühmte Gelehrte übertragen. Die Unterschiede der Bildung sind eben fließende geworden, und Niemand kann noch mit Zug unternehmen Grenzscheiden nach Ständen und Kenntnissen abzustechen.

Der Schaden, welcher daraus der Wissenschaft erwachsen könnte, kann nur durch den gewissenhaften Ernst ihres Betriebes selbst abgewehrt werden. Geschieht aber dies, dann gewährt ihr die lebendige Beziehung zum Leben überaus große und gewichtige Vortheile. Das früher so häufige sich Verlieren der Wissenschaft in Grillen und Schrullen, das bodenlose Verflüchtigung

gen ins Abstruse wird dadurch erschwert, sie selbst auf das Klare und Wichtige hingeführt und dadurch in ihrem eigensten Wesen vertieft. Zugleich wird durch die vermehrte Theilnahme für sie die Beschaffung der sie unterstützenden Mittel erleichtert, deren Mangel ihren Fortschritt bisher so vielfach gehemmt hat, an die Stelle der oft willkürlichen und peinlichen Kunst der Großen und Reichen tritt dann die freiere Kunst der unbekannten Menge oder der Halt einer genügenden Lebensstellung, welche das durch fortgeschrittene Volksbildung aufgeklärte Gemeinwesen den Männern einräumt, welche ihr Leben dem immer noch schwer genug bleibenden Dienste der Wahrheitsforschung widmen. Eine Wissenschaft also, die in unserer Zeit gegen die Volksbildung sich abschließt, unterbindet sich selbst die pulsirenden Adern ihres eigenen Lebens, und nur die Wissenschaft vermag die heilsame Saat auszustreuen, welche zum Segen der allgemeinen Volksbildung aufgehen soll.

Wird nun in Deutschland heut zu Tage diese Aufgabe der Wissenschaft in Bezug zur Volksbildung in ihrem Werthe hinreichend anerkannt und werden allseitig genügende Mittel zu ihrer Lösung ergriffen?

Neuerdings hat der englische Culturhistoriker Buckle behauptet, Deutschland thue in dieser Hinsicht nicht seine Schuldigkeit. In keiner Nation Europa's bestehে eine so große Kluft zwischen den höchsten und niedrigsten Geistern wie in der deutschen. Die deutschen Gelehrten ständen an der Spitze der civilisirten Welt, das deutsche Volk hingegen sei mehr von Aberglauben und Vorurtheilen beherrscht und trotz der Regierungssorge für seine Erziehung unwissender und unsäglicher sich selbst zu beherrschen als die Engländer und Franzosen. Die höchsten Intelligenzen des Landes hätten den allgemeinen Fortschritt der Nation so weit überholt, daß keine Sympathie zwischen beiden herrsche und es gäbe für den Augenblick kein Mittel, sie mit einander in Verbindung zu bringen. Unsere großen Schriftsteller

schrieben in ihrer GelehrtenSprache für einander, nicht für ihr Land. So sei in Deutschland die Verbreitung des Wissens fehlgeschlagen.

Dass diese Auffassung falsch ist, dass die besagte ungeheuere Kluft der Geister nicht mehr besteht, weiß Feder, der unser deutsches Land kennt. Und doch beruht die Hervorhebung des Auslandes in dem Vergleich Buckle's auf dem allerdings vorhandenen Schein einer regeren Beziehung von Wissenschaft und Volksbildung. Die Zurückweisung der Anklage kann daher keine einfache sein.

Es ist zunächst eine hinreichend bekannte Thatſache, dass unser gesammtes deutsches Schulwesen in Rücksicht der Gewinnung eines gediegenen und vielseitigen Wissens unbedingt den Vorrang vor dem Schulwesen eines jeden anderen Landes verdient. Wir kennen sehr wohl die noch bestehenden Mängel derselben, wir verhehlen nicht, dass unsere Volksschulen noch nicht die volle freie Entwicklung gefunden haben, welche unsere Zeit mit Recht fordert, wir wissen auch, dass unsere höhere Schulbildung noch vielfach an dem geschilderten lateinischen Erbübel leidet; aber das Maß der mit Hülfe der schon angewandten Mittel erzielten Volksbildung kann uns im Vergleich mit andern Völkern nicht gering erscheinen. Weil nun diese geordneten Wege der Volksbildung bei uns besser sind als irgendwo sonst, kann die Fortsetzung dieser Bildung in späterer Lebenszeit leichter als anderswo den ungeregelten Neigungen der Einzelnen überlassen bleiben. Weil der Kreis der Gebildeten in unserm Volke ein größerer ist, kann auch der Ton unserer Schriftsteller, die nicht blos für Gelehrte schreiben, ein höherer bleiben.

Erst nach gebührender Veranschlagung dieser Unterschiede können wir zugeben, dass vielleicht gerade das Bewußtsein dieser besseren Vorbildung uns gegen die spätere Pflege der Volksbildung zur Zeit gleichgültiger sein lässt als vernünftig ist. Die Verbreitung des Wissens auf dem Wege der politischen und

literarischen Presse wird allerdings gegenwärtig meist in äußerst ungleichmäßiger Rücksicht von Zufall und Laune regiert, der Wunsch zu unterhalten beeinträchtigt nicht selten das tiefere Bedürfnis der Volksbildung. Nach dem Prinzip, daß Jedem Etwas bringt, wer Vieles bringt, herrscht in unsren Zeitblättern eine stückweise Zumessung, wie sie mit einer ernsten Belehrung schwer verträglich ist. Das Unternehmen dieser Vortragssammlung ist wesentlich mit zur Abhülfe für diesen Uebelstand ins Leben gerufen, und verdient schon insofern unstreitig die lebhafteste Theilnahme. Aber dergleichen einzelne Vorträge haben nur Pionierarbeit vor sich, sie graben den Weg aber nehmen die Burg nicht ein. Sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie im Allgemeinen für einen Gegenstand oder einen Gesichtspunkt die Aufmerksamkeit erregen, damit aber zugleich auch das Verlangen wecken nach einer ausführlicheren Belehrung. Diesem Wunsch nachkommende Schriften giebt es nun freilich auch bei uns nicht wenige, aber unter ihnen ist die Zahl der nicht nur unterhaltend geschriebenen, sondern auch wahrhaft gediegenen Schriften zur Volksbelehrung nicht eben groß. Die wichtige Arbeit der Auffassung solcher Bücher ist allzu sehr in die Hände äußerlich geschickter Büchermacher oder eifriger Parteigänger gerathen. — Ganz ähnlich verhält es sich mit der für den Zweck der allgemeinen Volksbildung noch wichtigeren Belehrung durch's lebendige Wort. Auch hier stehen dem zur Anregung nützlichen Einzelvortrag bis jetzt nicht überall in genügender Weise die lehrreicheren Vortragssyhlen über einen Gegenstand zur Seite, und auch hier spielen Unterhaltung und religiöser oder politischer Partegeist eine größere Rolle, als für Tiefe und Allgemeinheit des Zweckes angemessen ist. — Diese offensbaren Uebelstände haben nun allerdings ihren Grund in dem mangelhaften Verhältniß zwischen Wissenschaft und Volksbildung nach der Schulzeit.

Es fehlt in Deutschland durchaus nicht an Männern der Wissenschaft, welche Neigung und Talent haben zum ganzen

Volke zu reden und für's ganze Volk zu schreiben. Nur an dem rechten Eifer für die Gesamtaufgabe solcher Volksbelehrung fehlt es zur Zeit in diesen Kreisen, man leistet mit mehr oder weniger Bereitwilligkeit erbetene Einzeldienste, aber fühlt weniger lebhaft und klar die Pflicht und den Trieb zum zusammenhängenden Wirken in dem Sinne, wie es die großen Vorgänger des vorigen Jahrhunderts verstanden. Auch mancherlei Vorurtheile hindern diese Wirksamkeit; die Männer der Wissenschaft lieben die Absonderung und scheuen gar manche Gemeinschaft, die ihnen nur nicht geistig vornehm oder harmonisch genug erscheint. Ganz ohne solche Rücksicht kann natürlich ein Mann, der etwas auf sich hält, nicht verfahren; aber die Gelehrten unserer Zeit sind vielfach allzu ängstlich oder engherzig geworden. Das beengt nicht selten nachtheilig die Wege ihres Wirkens, da doch oft nur in jener Gemeinschaft zu den größeren Kreisen des Volkes zu gelangen ist. Auch darin dachten unsere Vorfahren des jetztvergangenen Jahrhunderts unbefangener und freier. In dem allseitigeren und bestimmteren Erfassen aller dieser Beziehungen besteht nun zur Zeit der Vorzug des Auslandes, der unserm Lande die ungerechte Beschuldigung Buckle's eintrug. Sind wir nun auch in der glücklichen Lage, diesen Mangel leichter und mit geringerem Schaden für unsere Volksbildung ertragen zu können, als das Ausland, so sollten wir darum doch nicht ablassen ihn nach Kräften zu heben. Kein besseres Mittel aber giebt es dazu, als die kräftige Be seitigung der gedachten Vorurtheile und die Sicherung einer höheren Werthschätzung der Aufgabe aus der Culturgeschichte unseres Volkes.

Möge diese Schrift dazu beitragen, dieser Wahrheit in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Bestätigung zu schaffen! —

A color checker chart (colorchecker CLASSIC) is placed over a page of German text. The chart has a black border and contains a 4x6 grid of color patches. The top row includes cyan, yellow, blue, and black. The second row includes purple, lime green, magenta, and grey. The third row includes olive green, dark purple, yellow, and light grey. The fourth row includes blue, red, white, and light grey. The fifth row includes orange-red, blue, green, and white. The sixth row includes brown, orange, dark blue, and white. The x-rite logo and 'colorchecker CLASSIC' text are visible at the top left and center respectively. A ruler scale in mm is at the bottom.

Möge diese Schrift dazu beitragen, dieser Wahrheit in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Bestätigung zu schaffen! —

